

Die Aenne West.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 13.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Gautschi.

12. Fortsetzung.

13. Kapitel.

Und wieder war anhaltendes Regenwetter eingetreten. Die Regenmenge dieses Frühjahrs war ganz abnorm, und von allen Seiten liefen Berichte ein von Wassergefahr und Zerstörung.

Die Gräfin Dönhof befand sich auf ihrer Villa in Obergau, zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit verurteilt, in der übelsten Laune. Sie langweilte sich entsetzlich.

Bei Hofe hatte man in letzter Stunde andere Dispositionen getroffen, es hieß, er werde erst in vier Wochen nach Solenbad übersiedeln, und so blieb auch der übrige Adel noch aus.

Auch ihre Schwägerin Marie, die mit Nanny ihren Besuch zugesagt, und die absichtlich diese Frühlingszeit gewählt, wo der Antwort noch keine Frequenz zeigte, war noch nicht gekommen.

Als nun auch am Nachmittag der Regen mit gleicher Regelmäßigkeit gegen die Fenster Scheiben schlug, erreichte ihre Ungebuld und nervöse Gereiztheit den Höhepunkt.

Monate hindurch hatte die Befehmung Elsas ihren Geist beschäftigt und ihr Herz erquickt, und welcher anregender Verkehr, welche süße Vertraulichkeit war infolge dessen auch zwischen ihr und dem schönen Jesuitenpater entstanden; jetzt war ihren gemeinschaftlichen Bemühungen in der letzten Stunde der Sieg entziffen worden. Sie hatte für das blonde Mädchen eine Neigung entziffen gefühlt von dem Augenblick an, wo sie glauben durfte, daß sie Einfluß auf dasselbe gewonnen, jetzt haßte sie es, denn sie hatte mit Elsa zugleich auch Cölestin verloren.

Die beiden hatten sich getroffen und es hatte eine Erklärung zwischen ihnen stattgefunden, ehe sie zusammen in das Pfarrhaus zurückgekehrt waren. Aber er hatte ihr nichts davon mitgeteilt, als, daß alles vergeblich sei, daß man das Mädchen aufgeben müsse. Er hatte ihr hierauf Elsa überlassen und war fortgegangen. Seitdem war eine Woche vergangen und sie hatte ihn nicht wiedergesehen. Wo weilte er denn? Warum hatte er ihr nicht wenigstens eine Zeile geschrieben? Zürnte er ihr? O, sie hatte weit eher Grund, ihn für die plötzliche Sinnesänderung Elsas verantwortlich zu machen; er hatte sie wohl durch eine Unvorsichtigkeit provoziert. Sie selbst hatte sich damals durch Elsas ganz verändertes Wesen einschüchtern lassen. Diese war sicher und bestimmt aufgetreten und hatte verlangt,

sofort nach der Residenz zurückzukehren. Sie hatte sich gefügt, und so waren sie nur nach ihrer Villa in Obergau gekommen, um daselbst zu diniren. Mit ihnen fast gleichzeitig trafen auch Helene und Reinthal hier ein. Der Baron hatte die fluchtartige Abreise der Gräfin bedenklich gefunden, und er hatte Helene leicht überredet, selbst nach ihrem Schützling zu sehen. Die Gräfin fühlte sich nun diesem Liberalen gegenüber sehr beängstigt, sie bekam Furcht vor einem Eklat. So hatte sie es Elsa noch Dank wissen müssen, daß sie über all die Vorgänge im Pfarrhause Schweigen beobachtete, und sie selbst tat alles, um ihre Angabe glaubwürdig zu machen. Sie habe das junge Mädchen, das sich unwohl fühlte, nur mit sich genommen, um es in eine bessere Luft zu bringen und zu zerstreuen. Ja, sie hatte sogar den Vorschlag Reinthals und Helenens akzeptirt, der dahin ging, ehe sie zur Station fuhren, die Villa des Barons in Solenbad zu besuchen, sowie die daneben befindliche, etwas kleinere, welche Helene für diese Saison gemietet hatte.

Beide lagen an der Promenade, beide inmitten von Parks, und von Obergau aus waren sie nach halbstündiger Fahrt, die durch liebliche Auen ging, zu erreichen.

In der Villa Reinthals angekommen, hatte man alles in Bewegung gefunden, eine Anzahl Handwerker war hier beschäftigt, und auch ein Teil der Dienerschaft war bereits angelangt.

In seinen Jünglingsjahren hatte Reinthal stets einige Sommermonate hier zugebracht. Sein Vater hatte dies reizende Landhaus erbaut, aber er hatte es vergrößern und verschönern lassen. Nach seinem Roman mit Marie Lesebre, der sich in Solenbad abspielte, schien er durch Jahre die Lust für diesen Aufenthalt verloren zu haben, ja, er vermied es absichtlich, in diese Gegend zu kommen.

Erst mit der zunehmenden Kränklichkeit seiner Gattin hatte er die Idee gefaßt, sie nach Solenbad zu schicken, und Klona hatte hierauf einige Sommer hier verlebt und war auch hier gestorben. Darnach hatte sich der Baron nicht mehr hier sehen lassen. Suchte er trüben Erinnerungen zu entgehen? Jetzt war der Befehl gekommen, alles für seinen Aufenthalt instand zu setzen. Die Zimmer, welche seine Gemahlin bewohnt hatte, sollten frisch tapezirt, teilweise auch neu möblirt werden; Doktor Lesebre

sollte sie bewohnen. Reintal inspizierte zusamment den Damen dies alles, erbat in einigen Dingen ihren Rat, und lud sie hierauf zu einem kleinen Mahl in den Salon. Er und Helene waren von der muntersten Laune; sie scherzten beide über die nahe Nachbarschaft, und Reintal behauptete, man werde mit Hilfe eines Opernglases von den Fenstern der Willen aus miteinander kokettieren können. Dabei suchten seine Augen immer wieder denen Elsa's zu begegnen. Und nun war es der Gräfin interessant zu bemerken, wie Elsa, obwohl sie sich heiter und lebhaft gab, doch den Baron mit Kälte behandelte und einem Geschick fern zu halten wußte, das sie in Erstaunen setzte.

Der Baron war es also nicht gewesen, der ihren Bekehrungsversuchen im Wege gestanden? Wer war es also? Hatten sie nicht zu vorschnell dies Mädchen wieder freigegeben? Sie bereute jetzt ihre Nachgiebigkeit, sie schämte sich ihrer Schwäche, aber es war zu spät. Reintal benutzte den nächsten Zug, um Helene und Elsa nach der Residenz zu geleiten. Die Gräfin fuhr allein in ihrem Wagen nach Obergau zurück. Heute, wo sie sich in ihrer Einsamkeit diese Vorgänge ins Gedächtnis zurückrief, regte sie sich aufs neue und in noch maßloser Weise auf. Und er, auf den sie gerechnet hatte, der ihr seine Hilfe zugesagt, er, der ihr geistlicher Beirat geworden, er hatte sie in dem kritischsten Augenblick verlassen und war nicht wieder gekommen. Sie ging im Zimmer auf und nieder und wandte sich wohl auch einmal dem Fenster zu, aber der trübe graue Regenton, der auf allem lag, stößte ihr eine Art Ekel ein. Sie war eben sehr nervös, die gute Natalie, und sie konnte nicht einmal im Gebet Trost finden. Auch dazu fehlte ihr Cölestin. In diesem Augenblick trat ein Diener ein und meldete den Vater Cölestin.

Die alte aber noch lebhaft fühlende Dame hätte fast einen Freudenschrei ausgestoßen.

Sie warf einen Blick in den Spiegel, und als sie sich überzeugte, daß der innere Grimm ihr weder eine Spizentrübe verknittert, noch ein Bändchen verschoben, und daß ihre Toilette die distinguirteste Nettigkeit zeigte, wandte sie sich der Türe zu, um dem Erwarteten einige Schritte entgegen zu gehen. Cölestin trat ein. Er reichte ihr die Hand, ohne etwas zu sagen. Sie sah ihn mit großen erschreckten Augen an, sie fand ihn sonderbar verändert. Seine Wangen waren eingefallen, und der starke bläuliche Schimmer, den der seit Tagen nicht rasirte Bart darauf verbreitete, ließ sein Gesicht geradezu blaß erscheinen, sein sonst sorgfältig geordneter Anzug hing lose und unordentlich an seiner Gestalt, die darunter hager erschien.

„Sie sind krank gewesen!“ und sie erfaßte in mitleidiger Teilnahme abermals seine Hand; sie war heiß und trocken. „Um Gotteswillen was ist Ihnen?“

Er hatte ein mattes geringschätziges Lächeln.

„Bemühigen Sie sich nicht, es ist nichts. Die Lust der Berge, die starke Bewegung hat mir so zugesetzt.“

„Wo sind Sie denn gewesen?“

„Ich irrte in der Bergwildnis umher, über Schluchten und Eisfelder bin ich gekommen, und dann wieder nach den Hochtälern herabgestiegen; ich habe die Hochlandsnatur studirt und die Menschen, die da wohnen, da oben, so nahe dem Himmel — dem Himmel! O, ich bin um manche Erfahrung reicher geworden!“ Er lachte, es klang schneidend, bitter.

Sie nötigte ihn Platz zu nehmen und setzte sich neben ihn. Er sah sich um.

„Ist sie fort?“ fragte er in einem Tone, der heiser, wie aus zusammengeknürter Brust sich ihm entrang.

„Ja,“ sagte die Gräfin fast hart.

„Sie ist wieder zu Helene zurückgekehrt?“

„Natürlich, Sie haben sie ihr ja selbst ausgeliefert. Sie haben ja dazu geraten, sie aufzugeben.“

Sie wußte, daß sie ihm wehe tat, aber es war ihr eine Art Genugthuung, warum hatte er sie nicht besser gehütet.

Er biß die Zähne zusammen, seine Brust hob sich unter einem schweren Atemzuge. Nach einer Pause begann er leiser und häufig stotternd:

„Haben Sie es nicht bemerkt — als wir — damals zurückkamen — sie trug einen Gegenstand in ihr Tuch gewickelt in der Hand — sie hatte ihn aus der Hütte des Arbeiters mitgenommen — erinnern Sie sich doch!“

Die Gräfin nickte. Ja ja, sie erinnerte sich jetzt, es war ihr aufgefallen, und ihre Neugierde war gewachsen, als sie zu bemerken glaubte, daß Elsa diesen Gegenstand zu verbergen, ihrer Beachtung zu entziehen versuchte. Sie hatte ihn in ihren Reiseumantel gesteckt, aber die Kammerjungfer war die Indiskrete gewesen und hatte der Gräfin verraten, daß dieser Gegenstand ein Buch war, eine Broschüre, ganz neu, noch nicht einmal aufgeschnitten.

„Es ist richtig!“ rief er, und er sprang auf in heftiger Bewegung und durchschritt das Zimmer, unter den aufstärkenden Gedanken nach Fassung ringend. Jetzt blieb er vor der Gräfin stehen, die in ihre Causeuse gelehnt, verwundert und etwas bänglich, jeder seiner Bewegungen gefolgt war.

„Von wem war das Buch?“ fragte er streng.

„Ich weiß es nicht.“

„Sie haben nicht weiter geforscht?“

„Nein.“

„Sie haben also diesem Umstände keine Bedeutung beigelegt, gar keine?“

Sie sah ihn mit ungewisser Miene an, halb ärgerlich, halb erstaunt. „Mein Gott, nein.“

„Ach, ja ja, man ist blind, man ist taub, man sieht nichts; man scheint keine Ahnung zu haben von der Trostlosigkeit unserer Zustände, von ihrer Gefahr; wohin treiben wir, o mein Gott!“

„Ich verstehe Sie nicht.“

Er lachte wieder, es klang nur noch gereizter.

„Ein Arbeiter war es, nicht wahr, ein Arbeiter; nicht etwa einer, der zu dem bereits verdorbenen Proletariate der Städte gehört, nein, ein Gebirgsbewohner, der in dieser Gegend sein Leben zugebracht, ein einfacher schlichter Bursche, und der ist im Besitz einer Broschüre, die soeben die Presse verlassen. Also wir finden schon die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes unter der ländlichen Bevölkerung verbreitet, die moderne Literatur, oder gar die moderne Wissenschaft in der Hütte der Armen, die ihren letzten Groschen, den sie sich vom Munde abgedacht, dafür hingegeben. O, dies erklärt mir vieles, es erklärt mir alles!“ Er faßte mit beiden Händen nach seinem Kopfe, als müßte er ihn sichern vor allzu schwindelnden Eindrücken. „Wissen Sie, Gräfin, was ich in diesen Bergen erfahren habe!? Daß diese Armliten, diese Ausgestoßenen, daß unsere Legionen, Gräfin, auf die wir bisher am festesten vertraut haben, daß auch sie schon angesteckt sind von der Verderbnis, wankend im Glauben, von der Strömung erfasst, die sie vorwärts reißt, unaußhaltbar!“ Er sah sie mit trockenen geröteten Augen an, in denen ein unheimliches Feuer glühte. „Gräfin, da oben in jener Bergwildnis, da habe ich darüber gewütet und ich habe darüber geweint, heiße blutige Tränen habe ich um die Menschheit geweint und um mich selbst!“

Wie innerlich gebrochen ließ er sich in den Stuhl sinken.

Die Gräfin führte ihr Taschentuch gegen die Augen.

„Gott wird die Sünder züchtigen mit ewiger Verdammnis,“ lispelte sie, als ob sie ihm, und sich selbst damit etwas recht Trostreiches gesagt hätte.

Um seine Lippen zuckte wieder jenes Lächeln unsäglichlicher Verachtung, er stützte den Kopf schwer in die Hand und schloß die Augen. Und wieder reißten sich ihm Gedanken an Gedanken, Bilder an Bilder. Und wieder stand das blonde Mädchen vor ihm, schöner in ihrem Widerstande noch und begehrenswerter: „Ihre Vorstellungen sind nicht die meinen, Ihr Geist bewegt mich nicht,“ hatte sie gesagt. Ah, er wollte erfahren, was ihr den Geist bewegte. In welchem Verhältnis stand sie zu jenem Arbeiter? Sie hatte ein Buch von ihm genommen, deutete das nicht auf eine geistige Verbindung? Er wollte für all die sich ihm aufdrängenden Vermutungen Gewißheit!

„Befehlen Sie den Wagen,“ sagte er, indem er sich erhob.

„Wollen Sie zur Bahn?“

„Ich will Sie bitten, mit mir eine Spazierfahrt zu unternehmen.“

„Bei diesem Wetter, und wohin?“

„Nach Amsee.“

„Sie scherzen.“

„Es wäre vielleicht anzunehmen, daß bei dem Arbeiter Georg Hofer — ich weiß jetzt seinen Namen — noch ein zweites Exemplar jener unaufgeschnittenen Broschüre zu finden wäre. Was ich über den Burschen vernommen, rechtfertigt diese Voraussetzung.“

Es bedurfte keiner weiteren Preffion auf die Gräfin; all ihre Neugierde war geweckt und all der Eifer, einer Sache auf den Grund zu kommen, die mit Elsa in Verbindung stand. Zwei Stunden später hielt ihr Wagen vor dem felsengewölbten Thor, durch das man in den Ort Amsee gelangte.

Natalie und Cölestin verließen den Wagen, dem Kutscher die Weisung hinterlassend, sie hier zu erwarten.

Sie schritten, trotz des noch immer herniederrieselnden Regens, der Niederung entgegen, die Lahn genannt.

Jetzt klopfen sie an die Thür der Hofer. Diese öffnete ihnen selbst.

Die Gräfin erzählte, sie sei von Solenbad herübergekommen, um die Kirche und die eigentümliche Anlage des Ortes zu besichtigen; nun am Ende desselben angelangt, bitte sie um die Erlaubnis, sich hier einen Moment ausruhen zu dürfen, ehe sie den Rückweg antrete. Und Cölestin fügte in seiner lebenswürdigen Weise hinzu, die Frau und ihr Hauswesen habe ihm, als er vor acht Tagen hier war, einen so günstigen Eindruck gemacht, daß er die Frau Gräfin in kein anderes Haus führen wollte als in dieses.

Die Hofer wußte vor Ueberraschung und Verwunderung erst gar nicht, wie sie sich zu geben habe.

Sie hatte noch nie mit einer Gräfin gesprochen, und jetzt war eine solche in ihre niedere Hütte eingetreten und tat gar nicht stolz, gutte vielmehr so recht freundlich und vertraulich nach allen Seiten herum, und war auch nicht prächtig anzusehen. Sie trug keine schönen Kleider, wie sie sich's bei einer Gräfin immer vorgestellt; einen ganz simplen Regenrock, und auf dem schwarzen Hut nicht einmal eine Feder. Und der gute hochwürdige Herr, mit dem der Georg neulich so wenig Umstände gemacht hatte, er hatte es ihr also nicht nachgetragen und ihr nun solche Ehre erwiesen. Sie fühlte sich ganz gerührt, und ihre Verlegenheit begann zu schwinden. Dazu kam noch das befriedigende Bewußtsein, daß sie soeben geschweert und rein gemacht hatte. Sie konnte ihre Stube sehen lassen. Das Bett war frisch überzogen, das Duzend Milchlöffel, das sie noch aus der Zeit, wo sie Almerin war, aufbewahrte, war sauber gepuzt und glänzte von dem dunklen Holzgestell hernieder; an der Leine vor dem großen Kachelofen, die Sommer und Winter hier angebracht war, hingen zwei soeben gewaschene Hemden, Georgs Sonntagshemden, und nahebei standen seine neuen hohen Zuchstiefel, die sie mit Fett geschmiert hatte. Diese Stiefel waren ihr Stolz, der Triumph jahrelanger Sparsamkeit, solcher gab's nicht viele in Amsee, und die Gräfin konnte es an diesen Stiefeln gleich sehen, daß sie zu ordentlichen Leuten gekommen war.

Aber die Gräfin brachte für diese Dinge, die der Hofer ein so gehobenes Bewußtsein verliehen, eine ganz andere Anschauung mit. Die feuchte Luft der niederen Stube, in der die Diele noch nicht völlig aufgetrocknet war, der Geruch der Wäsche und Betten, dieser Geruch der armen Leute, der durch die Zuchten ein noch schärferes Aroma erhielt, erregte ihr den heftigsten Widerwillen. Sie drückte ihr Taschentuch gegen die Nase und wendete sich hilfesuchend nach Cölestin um.

Dieser starzte, nichts um sich beachtend, auf einen Fleck; hier war sie gestanden mit dem schönen, in Begeisterung glühenden Antlitz, hier hatte sie ihm das Wort zugeschlendert, daß sie alles trenne.

Eine Woche war erst seitdem vergangen, es dünkte ihn eine Ewigkeit des Schmerzes.

Die Hofer hatte zwei Stühle dicht neben einander hingestellt und bat nun die Herrschaften Platz zu nehmen.

Cölestins strenger Blick wies die Gräfin an, der Einladung zu folgen. Sie sah es wohl, er bestand auf seinem Vorhaben unter allen Umständen, und so tat sie denn das Einzige, was ihr in diesem Falle übrig blieb, sie trat ans Fenster und machte es auf, dann zog sie ihren Stuhl nahe bei und setzte sich in Gottes Namen darauf nieder.

Cölestin befragte jetzt die Hofer in milder, teilnehmender Weise um ihre Verhältnisse. Als Priester hatte er das Recht, sich in das innerste Leben der Familie zu drängen; er fragte nach Georg, und ob er wieder im Salzwerk arbeite.

„Natürlich, Hochwürden, jeden Montag geht er hinauf, und am Freitag wieder herunter, die ganze Woche bin ich armes Mutterlein.“

„Ihr könnt Euch doch am Sonntag seiner erfreuen und mit ihm die Kirche besuchen.“

„Das wär' schon recht, wenn — wenn nur —“

Die Hofer machte ein einsältig verlegenes Gesicht.

„Ihr habt doch gewiß als Mutter Eure Pflicht gethan und den Sohn fromm und christlich erzogen,“ fragte die Gräfin.

„O mein Gott, schon wie! Wie er noch ein winziges Bübel war, hat er schon müssen in die Kirchen gehen, ob er wollen hat oder nicht, und zur Beicht' hab' ich ihn auch fleißig angehalten, und sein Katechismus hat der Georg auf's Und hertragen können, aber jetzt — no, Sie wissen's Euer Gnaden vielleicht auch, was das für eine Mod' bei den Männern ist: 's Kirchengehen und 's Beten haben's ganz uns Weibsbildern allein überlassen. Unsererins könnt' sich schier mattbeten, und unserm Herrgott das Nötigste nur zu leisten. Und ich gar, ich hab's in die Füß, ich kann keine Prozession mehr mitmachen — aus is! Aber ich laß halt dafür hie und da eine Mess' lesen.“

„Jeder wird dereinst für sein eigenes Tun und Lassen sich zu verantworten haben,“ ermahnte Cölestin und hierauf, in drängender innerer Ungebuld, direkt auf sein Ziel losgehend:

„Versucht es doch wenigstens, ihn zum Lesen guter und gottesfürchtiger Bücher anzuhalten. Ihr habt doch solche Bücher?“ Seine Augen wandten sich fragend dem Schrank zu, hinter dem er diese vermuten konnte.

„O mein — Bücher haben wir g'nug, aber ob's gottesfürchtig sind? — Ich vermein', die seind's nicht, die ihm der alte Dezer vermach't hat, der —“ sie stockte, „ich weiß halt nicht, wie Hochwürden von ihm denken, weil's mit seiner Fräulein Tochter bekannt sind.“

„Ihr Instinkt hat Sie sicher geleitet,“ rief die Gräfin dazwischen, „es kann ihm kein Segen kommen von dieser Seite.“

„Aber noch weit gefährlicher wirken die neuen Bücher, die man jetzt allenthalben unter den Arbeitern zu verbreiten sucht, wißt Ihr — jene ganz neuen — die auch ihm unlängst zugekommen sind.“

„Aus is!“ rief sie, und schlug in Ueberraschung und Schreck die Hände zusammen, „Hochwürden wissen davon!“

„Diese entfalten das schlimmste, das gefährlichste Gift für Ihren Sohn.“

„Ja ja, was ich halt immer gesagt hab', die satirischen Bücher! Deshalb hat er auch gar so heimlich damit getan, und hat sie vor mir versteckt g'halten.“

„Sie befinden sich also nicht in jenem Schranke?“

„G'wiß nicht, — aber so was — ich hab' mir's gleich denkt, denn — denn —“

„Erleichtert Euer Gewissen, gute Frau,“ sagte der Vater mit erheuchelter Sanftmut, indes er in ungeduldiger Pein die Fingernägel in die geballte Hand drückte.

Die Hofer holte tief aus zu dem Bekenntnis: „Sehn's, die Truben dort am Fenster, in der er sein Sackerl hat, ist immer offen g'standen, mein Gott, er hat nicht viel drin, und seinen Vergrock nimmt ihm keiner — plötzlich war's zugesperrt. Und von da an hat er den Schlüssel immer bei sich tragen, sogar bei der Nacht, ich hab' ihm nicht drauf kommen können; aber die Neugier hat mich nüt g'ring peinigt, und ich hab' mir

g'sagt, was der Dna vor seiner leiblichen Mutter so verstecken tut, das kann nichts Gutes sein — und da —“

„Habt Ihr die Truhe erbrochen!“

„Das hätt' ich mir nüt traut', niemals nüt, und —“ ihr Gesicht nahm einen ungemein verschmizten Ausdruck an, „da wär' mir der Georg halt auch gleich drauf kommen. Na, das hab ich nüt tan, aber ich hab' alle Schlüssel zusam'm' such't, die ich nur hab' finden können, und hab' so lang probirt, bis einer paßt hat und da — no und da ist halt die Truhe gleich offen g'west.“

„Euch hat die beste Absicht geleitet, und so ist kein Unrecht dabei.“

„Ich küß 'd Hand Hochwürden, es ist mir ein wahrer Trost, daß Sie so reden.“

„Ich will auch jede weitere Verantwortung übernehmen, aber zeigt mir die Bücher.“

„Sie müssen es tun,“ fügte die Gräfin hinzu, „als Mutter haben Sie die Pflicht, nicht nur das leibliche, sondern auch das geistliche Wohl Ihres Sohnes zu überwachen und alles Schädliche hintan zu halten.“

Die Hofer holte den Schlüssel. Sie sperrte auf und schlug den Deckel zurück.

Cölestin und die Gräfin waren herzugetreten, erwartungsvoll beugten sie sich vor, der Pater in fiebernder Spannung.

Die Hofer war niedergesunken. Behutsam legte sie den tuchenen Bergmannsrock bei Seite, das Galakleid ihres Sohnes und die Sonntagsweste, und stöberte hierauf hastiger unter den noch darin befindlichen Gegenständen herum, dann rief sie: „Aus is, die Bücher sind weg!“ Cölestin beugte sich hernieder und wühlte nun seinerseits in der Truhe. Er hatte sich bald überzeugt, daß die Frau recht hatte.

„Und Ihr habt es deutlich gesehen, daß er hier Bücher verwahrt gehabt?“ Trotz der gewohnten Selbstbeherrschung verirret sich die mächtige Erregung in seiner Stimme.

„Bei meiner armen Seel', Hochwürden,“ versicherte die Hofer, „ich hab' sie selber in der Hand g'habt.“

„Und es waren ihrer mehrere?“

„Wohl so a Stück a zeh'n.“

„Von gleichem Aussehen?“

„Ganz gleich, eins wie's andere.“

„Und die Aufschrift, der Titel?“

„Ich kann schon lesen, aber das nüt, was da drauf g'standen ist; und einwendig konnt' man grad nüt von unten ein bißel die Nasen 'neinstecken; o ich glaub's schon, daß das die verbotenen Bücher waren, die von allen Seiten zupickt sind, weil man's halt nüt offen und ehrlich lesen darf.“

„Er hat sie weiter verbreitet,“ murmelte Cölestin zwischen den Zähnen, „er ist straffällig.“ Und dann zur Gräfin: „Sie sehen, alle meine Vermutungen haben sich bestätigt, aber wir sind zu spät gekommen.“

„Wir werden wenigstens bis an's Ende gehen,“ entgegnete sie entschlossen, und ihr Gesicht hierauf wieder in die freundlichsten Falten legend: „Liebe Frau, ich wünsche sehr die Erbschaft kennen zu lernen, die Herr Barr Ihrem Sohne vermacht hat. Die Hofer sah etwas beängstigt aus.

„Ich wollt, er hätt's mit sich in's Grab g'nommen, der Georg hat sich g'wiß nix Gutes daraus herausg'lesen und doch halt' er so viel drauf, und darum weiß ich halt nicht —“

Aber die Gräfin fragte nicht weiter um Erlaubnis, sie hatte den Bücherschrank geöffnet und ging sofort daran ihn zu durchsuchen, um ihre brennende Neugier zu befriedigen. Sie riß die Bücher heraus, sah selbst nach den Titeln und Autoren, oder gab sie zur Prüfung an Cölestin.

„Goethe — Lessing!“ riefen sie, und sie sahen sich an, ganz verduzt. „Und hier Schiller!“

„Börne!“ Die Indignation der Gräfin steigerte sich noch, als ihr jetzt Mignets Geschichte der französischen Revolution und Rousseaus Gesellschaftsvertrag, mit seinen Reden und Bekennnissen zusammengebunden, in die Hände fiel.

Cölestin warf hastig eine alte Encyclopädie aus dem Jahre 40 bei Seite, um zu sehen, was dahinter aufgestellt war.

So wuchs ihre Bier und ihr feindseliges Interesse an diesem Studium. Hier gewannen sie einen Einblick in das Seelenleben eines Individuums, das in der Gesellschaft einen so niedern Rang einnahm, so tief unter dem ihrigen, und das sich nun vermaß, in seinem geistigen Bedürfnen sich auf gleiche Höhe mit ihnen zu stellen.

„Und hat Ihr Sohn diese Bücher häufig in die Hand genommen,“ fragte sie erhitzt von der Arbeit und ihrem Eifer.

„Nur jeden Sonntag hat er drin g'lesen, aber dann schon gleich von früh bis abends.“

„Arbeiterlesebuch,“ las jetzt die Gräfin, völlig aufatmend, doch endlich auf etwas harmloses zu stoßen, aber schon im nächsten Augenblick stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, „von Laffalle!“ und als hätte sie Feuer berührt, schleuderte sie das Heftchen, das diesen Titel trug, weit von sich.

Cölestin hatte ein dickleibiges Werk aufgeschlagen, er starrte darauf und es zitterte in seinen Händen. Es war Darwins „Entstehung der Arten“.

„Darwin,“ murmelte er, und seine Augen überflogen die Zeilen, die wie glühende Lettern ihm entgegenbrannten. „Darwin! hier ist der Schlüssel zu allem. Das ist das neue Evangelium, das sie uns entfremdet, das alles untergräbt, was bisher als Offenbarung die Welt erklärt und uns in ihr. — Ihre Vorstellungen sind nicht die meinen, hat sie gesagt; sie hat Recht, es sind total veränderte. Sie haben eine andere Poesie, einen andern Idealismus, eine andere Begeisterung — sie entgöttern alles und setzen an deren Stelle ein unerbittliches Naturgesetz, die Notwendigkeit. Es ist ein furchtbares, ein äzendes Gift in alledem, das weiter kriecht, weiter, weiter!“ Aufstöhnend griff er nach seinem Herzen, als wäre auch ihm bereits etwas von diesem Gifte eingemipft, als sähe es ihm im Blute und alles Behren sei vergeblich, denn auch er war untertan diesem Naturgesetz.

„Darwin!“ schrie jetzt laut die Gräfin, die einen zweiten Band erwischt, und sie schleuderte auch ihn zu Boden, um beide Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen. „Und das hat Barr verschuldet, dieser Glende, dieser Volksversführer, o, daran erkenne ich ihn, nicht genug, daß er sein eigenes Kind, seine Tochter in der Gottlosigkeit erzogen hat, er sucht nun auch diesen Arbeiter zu verderben.“

Cölestin lachte höhnisch und bitter auf, seinen innern Qualen gleichsam Luft machend.

„Meinen Sie, dieser Fall stehe vereinzelt? Haha, ich sagte es Ihnen ja doch, es ist alles, alles von diesem neuen Geist erfüllt, die Reichen, die Armen, die Menschen in den Städten, die Menschen in den Bergen, da oben, hoch oben, sie haben dieses Buch oft gelesen, sie kennen seinen Verfasser nicht einmal dem Namen nach, und sie folgern in ähnlicher Weise und möchten sich alles erklären können — erklären! Hahaha! So schreiet die Verderbnis immer weiter, von allen Seiten drängt sie heran, wir übersehen sie nicht mehr, wir können ihrer nicht mehr Herr werden, o, es ist wie ein Fluidum, ein geheimnisvolles Etwas, das die Welt durchdringt!“

„Sie übertreiben,“ sagte die Gräfin, mit all dem angeborenen Hochmut, der die feindlichen Kräfte gering schätzt. „Es gilt nur dafür zu sorgen, daß diese giftige Saat noch rechtzeitig erstickt werde, und wir werden dafür sorgen. Ich selbst werde an maßgebender Stelle berichten, was ich in diesem Erdwinkel, im Hause der Armut angetroffen habe.“

Sie sah ungemein belebt aus und auch ihre Augen blizten. Ihr war in ihrer Unbeschäftigkeit eine Aufgabe zugefallen, in der sie ihren Haß betätigen konnte. Ihr war, als nehme sie damit Revanche für all die Unbill, die sie von Eisa erfahren hatte.

Die beiden hatten sich entfernt, die alte Hoferin aber stand händerringend vor dem geleerten Bücherschrank und überblickte ratlos in heller Verzweiflung die wirt durch einander geworfenen Bücher.

„Aus is! so a Wirtschaft, und da verlassens mich! Mein Lebtag bring ich das nicht allein in Ordnung. Mein Gott, mein Gott, wenn's nur keine Bücher auf der Welt gäb — ich stell g'wiß alles verkehrt hinein!“

(Fortsetzung folgt.)



Die Erlöserkirche in Moskau.

Aus dem Herzen des Moskowitertums.

Jene altberühmte Stadt an der Moskwa, das „heilige“ Moskau, dessen Geschichte so reich ist an Katastrophen, Greueln, Umwälzungen und Schlachten, jenes „Mütterchen“, wie die Russen zärtlich diese ihre liebste Stadt nennen, man darf sie wohl als das Herz des alten, unverfälschten Moskowitertums bezeichnen. Petersburg am baltischen Meer repräsentiert mehr das moderne Rußland in Verbindung mit dem westlichen Europa; in Moskau drängen sich die Traditionen und die Erinnerungen des alten Rußland zusammen. Petersburg wird bei dem Nationalrussen niemals auf die Anhänglichkeit und die Begeisterung rechnen können wie Moskau, das nicht nur nach seinen Traditionen und nach seinen historischen Denkmälern, sondern auch nach seiner geographischen Lage das Herz des eigentlichen Rußland bildet. In Petersburg ist der Russe mit mehr oder weniger europäischem Firnis überzogen, den man freilich, wie jenes Sprichwort sagt, nur abzukrazen braucht, um den Halbasiaten zum Vorschein kommen zu lassen; in Moskau, wie im innern Rußland überhaupt, haben sich die alten Formen, Sitten, Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten des Moskowitertums bis in unsere Tage herein erhalten. Man findet hier ein Volk vor, das in seiner Veranlagung und historischen Entwicklung durchaus auf den Orient hinweist. Und die Eigentümlichkeiten dieser Bevölkerung haben sich erhalten, trotzdem der moderne Verkehr nun auch vielfach nach Rußland hineingedrungen ist und das Land schon ca. 22000 Werst an Eisenbahnlinsen besitzt.

Dieses Volk hat in seinem Charakter etwas Unruhiges und Unstütes; es befindet sich in steter Bewegung und eine Menge von Existenzen lassen sich nicht an einen bestimmten Ort fesseln. Das sind die Ueberbleibsel des alten Nomadentums, das aus der langen und oft innigen Berührung mit den Stämmen des inneren Asiens entstanden ist. Das alte „heilige“ Moskau aber bildet den festen Punkt, um den sich diese zahlreiche und unruhige Bevölkerung gruppiert; es ist für diese Menschen der Mittelpunkt der Welt.

Die Stadt Moskau wird im Jahre 1147, also zur Zeit des Kreuzzuges des Kaisers Konrad III. zum erstenmal urkundlich erwähnt, und die Stadt mag lange Zeit keine größere Bedeutung gehabt haben. Bald wurde sie der Zielpunkt der Angriffe der Tartaren, die wiederholte und großartige Vorstöße nach dem Westen unternahmen und 1241 sogar bis nach Breslau vordrangen, nach der Schlacht bei Liegnitz aber sich zurückzogen. Im Jahr 1237 wurde Moskau von den Tartaren verbrannt, dann von den Moskowiten wieder aufgebaut und zur Residenz

des Großfürsten auserwählt. Der Kreml, der als gewaltige Steinveste im Jahre 1367 emporstieg, bildete von da ab die Burg des Großfürstentums, wo es sich gegen Angriffe von Osten und Westen zu halten verstand. Moskau brannte mehrmals ganz ab und immer ward es verhältnismäßig rasch wieder aufgebaut. Doch wurden immer wieder eine Anzahl von hölzernen Gebäuden errichtet und dadurch die alte Feuersgefahr aufrecht erhalten. Denn der Moskowiter hat gern sein eigenes Haus, und wenn er sich, was meistens der Fall ist, keines aus Stein bauen kann, baut er sich eben eines aus Holz. Nach dem großen Brande bei Napoleons Einfall von 1812 wurde Moskau



Rawotshnik.

in seiner Bauart etwas verbessert; es waren von über 9000 Häusern noch etwa 500 steinerne und etwa 2000 hölzerne übrig geblieben. Die Tartaren nahmen Moskau auch 1382 ein und verbrannten es; 1571 wurde es von dem Khan Demetel Girai belagert und zur Hälfte niedergebrannt. Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde es auf einige Zeit von den Polen besetzt, bei deren Vertreibung 1612 die Stadt ebenfalls niedergebrannt. Residenz des Zarenreichs blieb Moskau bis 1714. In diesem Jahr siedelte der Hof nach dem neuen St. Petersburg über.

Man begreift, daß diese Invasionen, Katastrophen und Eroberungen tiefe Nachwirkungen auf die Gestaltung der Stadt, auf die Sitten und Neigungen ihrer Einwohner zurücklassen mußten. Nachdem sich die russischen Großfürsten einmal in Moskau festgesetzt und dort einen Mittelpunkt für die Ausbreitung ihrer Macht

und Herrschaft gefunden hatten, waren sie naturgemäß zunächst darauf bedacht, sich gegen Invasionen und Angriffe zu sichern. Dies suchten sie durch einen eisernen Despotismus zu erreichen, mittels dessen sie alle Selbständigkeit niederdrückten und anstülpten und aus der Bevölkerung eine stumme und zitternde, blind gehorchende Masse von Sklaven machten. Wie überall besaßen die Städte und Gemeinden auch in Rußland eine Anzahl von feierlich gewährten Rechten und wohlverbrieften Privilegien. Wie sehr auch die Mongolen und Tartaren mit Schwert und Feuer gehaust, wie sehr sie geraubt und geplündert hatten — die alten Rechte der Städte und Gemeinden waren aufrecht erhalten geblieben. Die Hansa war bis tief nach Rußland hinein vorgeedrungen, und die alte Stadt Nischni-Nowgorod gehörte diesem Bunde an. Sie hatte sich als Republik aufrecht erhalten und bildete ein mächtiges Bollwerk gegen die Mongolen und Tartaren. Allein dem fürchtbaren Despoten Iwan IV., dem Schrecklichen, erschienen die Tartaren und Mongolen nicht so gefährlich als die unabhängige Stadt Nischni-Nowgorod; um

1570 überfiel er die Stadt und ließ an 60 000 Menschen umbringen. Mit blutiger Grausamkeit unterdrückte und vernichtete er alles, was sich von selbständigen Elementen in Rußland noch vorfand. Die Strafe folgte bald, denn das so geschwächte Rußland unterlag 1571 den Tartaren, welche Moskau bis auf den Kreml eroberten und über 100 000 Gefangene mit sich fort-schleppten.

Von der Zeit Zwans ab datirt die eigentliche Zwingherr-schaft der Zaren. Die Neuerungen Peters I., den seine Schmeichler den Großen genannt haben, haben an dem innern Wesen des russischen Despotismus wenig oder gar nichts geändert. Starr und düster wie jener steinerne Riesenpalast, der Kreml, liegt auf Rußland heute noch der Bann eines Regierungssystems, das für seinen Bestand keinen anderen Grund mehr anführen kann, als daß es eben schon Jahrhunderte lang bestanden hat.

Das heutige Moskau ruft in dem Geschichts-kundigen diese Erinne-rungen durch sein Aeuße-res wach. Schon der Anblick des weit ausge-dehnten Häusermeeres zeigt, daß man es mit keiner eigentlich europäi-schen, sondern orientali-schen Stadt zutun hat. Man erblickt über fünf-zehnhundert Türme mit den verschiedenartigsten Kuppeln, die zum Teil mit den buntesten Far-ben geschmückt sind, zum Teil in reicher Vergol-dung strahlen. Da sind Kirchen, Kathedralen, Kapellen, Synagogen und Bethäuser von allen Formen und Farben ver-treten. Man deutet dies dahin, daß in Rußland große und allgemeine Religionsfreiheit bestehe, da ja so verschiedene Glaubensgenossenschaf-ten in Rußland ihre Gotteshäuser haben. Al-lein uns dünkt, die russischen Regierungen hätten hier nur ihr wohl-verstandenes Interesse gewahrt, indem sie all den Stämmen, die dem

Zaren untertan und zinspflichtig sind, die Ausübung ihres Kultus gewähleisteteten. Das ist auch die einzige Konzession, die man in Rußland gemacht hat, und sie ist offenbar für Volksstämme berechnet, die auf einer noch wenig befriedigenden Kulturstufe stehen, denn bei fortgeschrittenen Völkern verlangt man heute denn doch etwas mehr als die bloße Duldung ihrer religiösen Kultusformen.

Die Berührung mit dem Orient findet sich aber auch in Moskau bei näherer Betrachtung der Bauformen selbst vor. Da ist selten ein rein moderner oder europäischer Stil zu finden; namentlich die Kirchen und Paläste weisen eine seltsame Mischung von byzantinischen und tartarischen, ja aus Chinesische erinnernden Formen auf, zwischen denen sich wiederum da und dort Anklänge an einen westlichen Stil vorfinden. Auch an die merkwürdige Bauart der Perser mit ihren zwiebel-förmigen Kup-peln erinnernde Gebäude sind vorhanden. Das hervorragendste aller Gebäude ist natürlich der Kreml, der alte Zarenpalast Rußlands, dessen Beschreibung und Abbildung vor einiger Zeit

schon in diesen Blättern enthalten war*). Der Kreml bildet einen ganzen abgesonderten Stadtteil für sich und ist eigentlich eine kleine Stadt, aus Palästen, Kirchen, Kapellen, Höfen, Mauern, Türmen und Toren bestehend und etwa 2000 Ein-wohner zählend, deren es früher noch mehr waren.

In dem riesigen Zarenpalast, der über 700 Säle und Zimmer zählt, sind jene märchenhaften Schätze aufgehäuft, welche das Zarentum im Laufe der Jahrhunderte an sich gebracht hat. Hier befinden sich die goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Kronen; darunter eine vom Jahr 1116, die vom griechischen Kaiser Komnenos geschenkt wurde; die Krone des letzten Zaren von Kasan wird auf etwa 700 000 Rubel geschätzt. Dann stehen hier auch die Throne, darunter einer von massivem Silber und einer, der mit 2300 Edelsteinen besetzt ist und von dem persischen Schah Abbas herrührt. Man sieht hier eine solche

Masse von Gold- und Silbergeschirr, daß man an die Märchen von Tausend und Eine Nacht erinnert wird. Dazu kommen noch die kost-baren Waffensammlun-gen und das Rüstzeug; darunter befindet sich z. B. ein Sattel, den der türkische Sultan ge-schenkt hat und der auf 200 000 Silberrubel ge-schätzt wird. Eine lange Reihe von Schatzkam-mern, Kellern, Gewölben und Speichern dient dazu, diese Fülle von Schätzen aufzunehmen. Als Napoleon 1812 in Moskau einrückte, hätte er selbstverständlich gern die Schätze des Kreml erwischt und nach Paris geschleppt, wie er überall tat. Allein man hatte die Schätze des Zaren in Sicherheit gebracht, während die Privatper-sonen zum großen Teil sich der abergläubischen Zuversicht hingaben, daß in das „heilige“ Moskau kein Feind gelangen kö-nne. In der Tat war seit des falschen Demetrius Zeiten, da die Polen in



Nalduu.

Moskau waren, also seit gerade 200 Jahren, kein Feind mehr in die Stadt an der Moskwa eingedrungen. Die Schätze des Kreml sind also noch da. Aber wer denkt heute an sie und was sollen sie heute dem Zaren? Man denkt an die furchtbare und tief-gelungene Krisis, welche heute Rußland erschüttert und nicht an die Krone des Kaisers Komnenos oder an den vergoldeten Tronjessel des Schahs Abbas von Persien.

Unser Bild (S. 297) zeigt die berühmte Erlöserkirche. Es gibt zwei Erlöserkirchen, erstens „die Erlöserkirche hinter dem goldenen Gitter.“ Das sogenannte goldene Gitter ist aus den Kupfermünzen gegossen, die 1670 die Unzufriedenheit des Volkes erregt hatten und insolge eines Aufstandes eingezogen wurden. Diese Kirche ist eine Hauskirche des Zaren. Die auf unserem Bilde dargestellte Erlöserkirche befindet sich außerhalb des Kreml und wurde vom Kaiser Nikolaus zum Andenken an das Jahr

*) Siehe „Rußlands Zarenpalast“, Neue Welt 1883, Nr. 31. Wir tragen heute noch einiges zu jenem Aufsatz nach.

1812 erbaut. Es ist ein großartiges weißes Marmorgebäude mit einer ungeheuren Kuppel, die vielleicht die größte derartige Kuppel ist und deren Vergoldung allein eine million Rubel gekostet hat. Da hat das Land seinen Sieg über Napoleon doppelt teuer bezahlen müssen.

Von der Erlöserkirche hinter dem goldenen Gitter geht es aus dem Kreml hinaus durch das düstre, mit einem gewaltigen Turm versehene Erlösertor. Durch dieses Tor pflegte früher der Zar bei seinem Einzug in den Kreml den Esel zu führen, auf dem der Metropolit saß; diese vielverspottete, aber der Tradition des Zarentums bei der Masse dienende Sitte wurde von Peter I. abgeschafft. Durch das Erlösertor geht es hinaus auf den sogenannten roten Platz, den früheren Nichtplatz, der jetzt natürlich keine Spuren seiner früheren furchtbaren Bestimmung mehr aufweist. Die Köpfe der Hingerichteten wurden auf diesem Platze auf eiserne Stäbe gesteckt. Wahrscheinlich hat der „rote Platz“ seinen Namen von dem vielen Blute, das dort geflossen ist. Hier fanden die größtenteils Wirtgegnen der an solchen Dingen so reichen russischen Geschichte statt und im Jahre 1570 wurde hier von den Henkern Zwanz des Schrecklichen jene große Massenhinrichtung vollzogen, bei welcher die des Einverständnisses mit der Stadt Nischnei-Nowgorod Angeklagten den schrecklichsten Martertod erleiden mußten. Wahrscheinlich hatten die meisten der so schmachlich hingerichteten Moskowiter durch ihren Reichtum den Neid des Zaren erregt. Auf demselben roten Platze hatte im Jahr 1547 derselbe Zar Zwan vor versammeltem Volke sich selbst seiner Grausamkeiten angeklagt, da er Neue empfand. Die Neue hat freilich nicht lange angehalten. Auf dem roten Platze wütete auch Peter, den man den Großen nennt, gegen seine Leibgarde, die Strelizen. Diese Strelizen waren von den Zaren, genau wie die Prätorianer im alten Rom von den Cäsaren, gehätschelt und bevorzugt worden; sie hatten daher sich auch in die Rolle der Prätorianer hereingefunden, und wenn sie auch nicht gerade wie jene Kaiser nach Belieben ab- und einsetzten, so war die Befestigung der Herrschaft eines Zaren doch von ihrer Zustimmung abhängig. Peter suchte den Einfluß dieser Garde zu beseitigen, und es gelang ihm, indem er die Sache in seiner brutalen Weise angriff. Seine Schwester Sophie hatte sich mit den Strelizen wider ihn verschworen. Sie entging kaum dem Tode und wurde lebenslänglich eingesperrt; auf dem roten Platze aber wurden einige hundert Strelizen hingerichtet, teils mit dem Beil, teils durch den Galgen, und Sophie mußte von einem Fenster aus zusehen. Peter soll eigenhändig Henkerarbeit verrichtet haben.

Heute stehen auch die Kapellen, die man den Hingerichteten

erbaut hatte, nicht mehr. Ein lebendiges Treiben wogt jetzt auf dem Platz, der so grausige Szenen gesehen.

In diesem düsternen Zwingspalast, dem Kreml, hat sich nie heiteres und fröhliches Leben entwickeln können. Die Kaiserinnen und die Frauen im Palast wurden wie Nonnen von der Außenwelt abgesperrt; sie durften den Hofgesellschaften nur durch ein kleines Guckfenster zusehen. Und auf diese Periode klösterlicher Abgeschlossenheit der Zarinne folgte die der größten Ungebundenheit im 18. Jahrhundert; es kam Katharina I. mit ihrem merkwürdigen Vorleben und nach ihr kamen die Zarinne Anna, Elisabeth und Katharina II., die sich bekanntlich keinen Zwang auferlegten. So schnell entfernte man sich im aufblühenden Petersburg von den starren Traditionen des Kreml.

Ein für geistreich geltender Diplomat, der Fürst von Ligne, sagte, Moskau gliche einer Anzahl von Dörfern, bei denen die Hütten der Bauern um das Schloß des Gutsherrn herumstehen. Er hat damit das alte Moskau, vor dem Brande von 1812, gemeint, und es mag auch seine Richtigkeit damit haben.

Wie kam es, daß dieses Volk sich so lange Jahrhunderte unter einem eisernen Despotismus beugen konnte und heute noch beugt? Es ist eben ein gar eigentümlicher Menschenschlag. Man darf den Moskowiten nicht nach den Kriegsberichten oder nach dem Gebrüll panslawistischer Blätter oder nach dem Nihilismus beurteilen wollen. Der Moskowit ist im ganzen der friedfertigste und sanfteste Mensch von der Welt. Das zeigt sich besonders in den Wirkungen des vielen Schnapses, den er trinkt. Bei uns in Deutschland gibt es bei den Betrunknen nur zu häufig Streit; man schimpft und prügelt sich und wird oft noch dafür bestraft. Das kommt beim Russen selten vor. Der vom Schnaps be rauschte Russe wird zärtlich, was in manchen Fällen für den Mitmenschen vielleicht schlimmer ist, als wenn er

streitsüchtig würde. Betrunkene Russen prügeln sich nicht, sondern umarmen und küssen sich. Diesen naiven Menschen imponiert der eiserne Zaren despotismus mit seinen drohenden Waffen und seinen starren Traditionen. Dazu kommt, daß auch in der großen Stadt Moskau die Bildung unter der Masse nur ein geringes Niveau erreicht. Diese Masse ist furchtsam, verarmt, fromm, aber gläubisch, wenn auch wieder in anderer Beziehung anstellig und geschickt. Aus ihr lassen sich jene Regimente drillen, die mit blindem Gehorsam ins Feuer gehen; in ihrer Furcht erscheinen dieser Masse die Gebote der Disziplin wie ein Fatum. Im Handel sind sie verschmizt, wenn sie auch noch so demütig erscheinen.

Als eine der interessantesten Figuren der russischen Bevölkerung gilt der Lawotschnit (S. 298), in dessen Lawla (Laden)



Dwornik.

alles zu haben ist, von der Stiefelschmiere an bis zu den feinsten Delikatessen. Stets zuvorkommend, freundlich und unermüdet tätig ist er gewissermaßen das Orakel seiner nächsten Umgebung. Er weiß alles, er kennt alles und raisonnirt über alles. Mit geheimnisvoller Miene erzählt er Maria Zwanowna, daß Alexander, der Sohn der Geheimrätin, die doch auch nicht viel in die Suppe zu brocken habe, gestern 1000 Rubel im Spiel verloren; sie solle sich daher versehen, denn das wisse er ganz genau, Alexander habe ein Auge auf ihre Tochter geworfen. Wenn aus seinen Schwärmereien Unannehmlichkeiten entstehen, so weiß er sich mit einer unglaublichen Schlantheit und mit der unschuldigsten Miene von der Welt aus der Schlinge zu ziehen. Sagt man doch sprichwörtlich, daß ein Jude zehn Deutsche betrügen, ein russischer Handelsmann es aber getrost mit zehn Juden aufnehmen kann, und das will etwas heißen.

Eine typische Figur ist ferner der „Dwornik“. Im Gegensatz zu seinem Landsmann, dem Sawotschnik, ist er schweigsam und lehrt auch eine gewisse Würde heraus, die sich wohl durch die Verantwortlichkeit seiner wichtigen Stellung im russischen Gemeinwesen langsam herausgebildet hat. Die altrussischen „Dworniki“ waren weiter nichts als Haus- oder richtiger Hofknechte, die für Reinlichkeit und Ordnung in Hof, Haus und Keller zu sorgen hatten. Mit dem Entstehen der großen Städte, namentlich Petersburgs, brachte die westeuropäische Kultur auch die Ansitze der großen Häuser, die in Petersburg und teilweise auch in Moskau geradezu ungeheure Dimensionen annahmen. So sind Häuser mit einer Einwohnerzahl von 500—600 Personen etwas ganz gewöhnliches. In der Apraxin-Bereulof in Petersburg befinden sich sogar einige Gebäude, die über 9000 Menschen beherbergen. Daß in solchem Gewühl eine strenge Aufsicht nötig ist, wird einleuchten. Zu dem Amte des „Dwornik“

werden denn auch nur solche zugelassen, die in jeder Beziehung zuverlässig sind. Der Dwornik hat zunächst die Verpflichtung, jeden Einwohner des Hauses zu kennen und sich zu vergewissern, ob derselbe auch im Besitze eines Passes ist, ohne den in Rußland bekanntlich niemand existiren kann. Tag für Tag hat er dem Polizeiamt seines Reviers Meldung zu machen über Ab- und Zugang seiner Hauseinwohner, und die dabei in Frage kommenden Pässe vorzulegen. Bei dieser scharfen und unerbittlichen Kontrolle streift es geradezu aus wunderbare, daß sich die geheimen Klubs und Gesellschaften lange Zeit unentdeckt halten können. An den Dwornik gehen auch alle gerichtlichen und polizeilichen Vorladungen der Hauseinwohner, so daß er genaueste Kenntnis von dem Leben und Treiben der letzteren erlangt, und diese daher das größte Interesse haben, mit dem „Hausknecht“ auf gutem Fuße zu stehen. Der Dwornik ist sodann auch der Kassirer des Hauseigentümers. Der Zeichner unseres Bildes führt uns in vortrefflicher Auffassung den ersten Mann vor, wie er im Begriff ist, vor seinem Chef zu erscheinen, um ihm die ansehnlichen Erträge seines, des „Hausherrn-Schweißes“ zu überbringen. Paris und Baden-Baden wissen davon zu erzählen, wohin die „fettigen“ Banknoten wandern, während „Mutter Russia“ daheim darbt und im Elend verkommt.

Eine der widerlichsten Erscheinungen im russischen Volksleben ist der „Kaldun“, ein sog. Zauberer, ein auf den trassen Aberglauben seiner Landsleute spekulirender arbeitsscheuer Wicht zweifelhaftesten Charakters. Er ent- und behegt Vieh und Acker und ist überall gefürchtet. Man entledigt sich seiner daher gerne durch Gaben aller Art. Diesen dunklen Existenzen ist allein durch Volksbildung beizukommen. Wenn in Rußland ein menschenwürdiges Unterrichtswesen bestände, so wäre damit schon einiges geholfen, wenn auch nicht sehr viel.

Poetische Aehrenlese.

Epistel.

Gedicht von Heinrich Leuthold.

Bilder von dem heutigen Stande
Der Kultur im deutschen Lande,
Winke wünschst du mitunter . . .
Danke schön, es steht recht munter.

Seit die Literarfabriken
Unsern Schönheitsforn erquicken,
Feiern Dichter und Verfasser;
Dem ihr Handwerk geht am Wasser.

Geht am Wasser, geht am Dampfe . . .
In dem großen Bildungskampfe
Stehen nebst des Geistes Essen
Fünfhunderttausend Dampfdruckpressen.

Diese Monstredampfmaschinen
Muss ein Mohrenwolk bedienen,
Daß es unsrer Bildungsmutter
Presse nicht gebricht an Futter.

Bwar ich habe ihrer Pressen
Pferdekräftezahl vergessen
— Leipzig, Stuttgart, Hildburghausen, —
Doch ich denke dran mit Grausen:

Was in Deutschland die Verleger
Als der „wahren Bildung“ Träger
Mit so vielen Pferdekräften
Leisten in Kulturgeschäften.

Alles wird mit Dampf betrieben,
Nur gedruckt, nicht mehr geschrieben;
Uns're Literaten-Mohren
Sind ja nur zum Druck geboren.

Einst, wenn der Kulturbediente
Deutschlands ganz entwöhnt der Tinte,
Bricht dem Sprichwort auch die Spitze,
Daß er „in der Tinte sizt“.

Die Elen Amerikas und Asiens.

Von Dr. Langkavel.

Drei Tierarten, sagt Kapitän Butler in seinem Buche „The Wild North Land“, das eine Winterreise quer durch den nördlichen Teil von Nordamerika enthält, haben ihr Heim an den Ufern des Place River und seiner Nebenflüsse (südlich vom gr. Eskabensee): der Bär, das Moostier und der Viber. Alle drei sind dem Indianer wertvoll wegen des Fleisches und Felles,

alle drei gelangen hier zu größerer Vollkommenheit als in irgend einem anderen Teil des Landes. Das erste und dritte legen sich zum langen Winterschlaf nieder, aber das Moostier durchwandert die Wälder und nährt mit seinem Wildpret die Besatzungen der Forts und die Indianer entlang dem ganzen Flußufer. Gegen 100 ausgewachsene Moostiere wurden auf

den 4 Militärstationen während der Wintermonate verzehrt in frischem Fleische. Es ist ein gewaltiges Tier, dessen Körper 3—600 Pfund wiegt. Viele hundert Tiere sicherlich werden von den Indianern verspeist; es gibt dort aber so viele und der Jäger verhältnismäßig so wenige, daß wahrscheinlich jetzt noch eben so viele Moostiere dort hausen wie vor 50 Jahren. Athabasca verschickt jährlich gegen 2000 Häute. Wenig Tiere sind wohl umgestalter als dieser Riesenhirsch. Sein Nacken neigt sich etwas von den Schultern herab und endet in einem Kopfe, der so groß ist wie der des Pferdes, und der Kopf endet mit einer Nase, gekrümmt, ähnlich der eines Kamels, die für die Witterung ausgezeichnet gut, für das Auge des Beschauers garstig ist; aber so häßlich auch Nase und Ohren sind, sie verleihen ihm die Hauptschutzmittel gegen seinen Feind, und in dem großen, unvorteilhaften Kopfe wächst ein Gehirn von bewundernswerter Schlaueit. Durch Nase und Ohr ist es befähigt, leicht den Gefahren zu entrinnen. Mit Ausnahme des Indianers und des HalbIndianers kann hier niemand mit Aussicht auf Erfolg das Moostier jagen. Ich weiß sehr wohl, daß Engländer und Canadier dagegen opponiren werden, aber wahr bleibt dieser Ausspruch dessenungeachtet; denn es ist ein großer Unterschied, das Tier jagend zu verfolgen und — es wirklich auch zu erlegen. Es ist etwas anderes, den schlaunen Lachs mit allen möglichen Kunstgriffen zu angeln, und etwas anderes den geangelteten zu töten. Das Moostier zu jagen erfordert jahrelange Übung. Wenn der frühe Morgen graut, sucht sich das Moostier einen Platz zur Raft; es hat geäst an den grauen und goldenen Weidenzweigen, an denen es gemächlich entlang ging, seine Spur ist markirt im Schnee oder im weichen Lehm. Behutsam geht es auf dieser Spur zurück, biegt dann plötzlich so ab, daß es die Witterung etwaiger Verfolger bekommen kann und tut sich dann in Büchsenchußweite im Dickicht nieder. Um den Lagerplatz des Moostieres zu erspähen, bricht der Indianer Twa-poos (Drei Daumen) am Morgen auf. Er bemerkt die Spur und folgt ihr; sorgfältig prüft er die abgebrochenen Weidenzweige oder die Fährte, und Erfahrung lehrte ihn kennen, ob beide Anzeichen des in der letzten Nacht hier äsenden Wildes tragen. Er verläßt die Spur in einem weiten Halbkreise unter dem Winde abbiegend, kehrt behutsam wieder nach derselben zurück und verläßt sie wiederum im Bogen, wie wenn er die Halbkreise des Buchstabens B abgehen wollte; bei jedem Rückgange prüft er aufmerksam die Weidenzweige und beurteilt darnach die Nähe des Wildes. Schließlich erkennt er mit absoluter Gewißheit, daß das Moostier in geringer Entfernung im Dickicht liegen muß. Jetzt ist die größte Vorsicht nötig. Er legt alle Kleidungsstücke ab, die das geringste Geräusch verursachen könnten im Walde, sogar auch die Moccasins, und nähert sich behutsam auf den Bebenspitzen — eine Ballettänzerin möchte ihn um diese Sicherheit bewundern — dem Wilde. Jetzt wird jeder Busch geprüft, jedes Dickicht. Sieh, plötzlich bleibt er stehen, du folgst seinem Blicke, du siehst nicht das geringste. Er lacht innerlich und zeigt nach einem Weidengebüsch. Nichts, gar nichts ist dort zu sehen. Geräuschlos spannt er den Hahn. Du blickst wieder und wieder dorthin und siehst nichts. Jetzt streckt Twa-poos seine Hand aus und bricht einen kleinen trockenen Zweig von einem überhängenden Ast ab. In demselben Augenblicke richtet sich 30—40 Meter von dir ein großes dunkelhaariges Tier aus den Weiden empor; es wirft einen Blick nach der Richtung, wo du stehst, dieser Blick ist aber auch sein letzter, Twa-poos hat geschossen, und das Moostier bleibt entweder tot im Gebüsch liegen oder schleppt sich höchstens 100 Schritte weit. Noch ein Wort über den feinen Gehörsinn dieses Tieres. Der günstigste Tag es zu jagen ist der bei starkem Winde, wenn die trockenen Aeste durch ihn krachend zu Boden fallen; aber auch dann brechen die Indianer, wenn sie des Tieres anständig geworden, einen trockenen Zweig ab und bemerken, daß plötzlich das Wild stutzt — es unterscheidet genau das Abbrechen mit der Hand von dem durch den Wind.

Wie roh und unmenschlich ist dagegen das sinnlose Nieder-

mezzeln der Moostiere im östlichen Canada, in Neu-Braunschweig, wenn wegen des oberflächlich hart gefrorenen tiefen Schnees die armen Tiere den Menschen auf ihren schnellen Schneeschuhen und den wilden unerzogenen Meuten nicht entkommen können! Leith Adams erzählt uns davon in seinen Field and Forest Rambles: Nach einer mühevollen mehrtägigen Wanderung in den Wäldern lehrte ich nach der Hütte zurück, um meinen Freund, den Moostier-Schläger, zu treffen, der seit Jahren mit seinen Nachbarn Jagden auf diese Tiere mit Art und Kugel obgelegen und dann in wenig Wochen mehr als 20 niedergeschlagen hatte. Eben hatte ich mit ihm über die Grausamkeit und das völlig Verkehrte gesprochen, hochbeschlagene Tiere, die sich schwerer fortbewegen können, mit der Art niederzuhauen, als die niedrige Türe geöffnet wurde und Leute, begleitet mit einigen Hunden, eintraten. Hollah! rief mein Gefährte, da kommen die Moostierwächter! Die Distriktsbehörden haben nämlich bestimmte Männer angestellt, darüber zu wachen, daß in der Schonzeit die Tiere nicht von den Kolonisten und Engländern geschossen werden; aber gerade diese sind die Wölfe aus der Fabel, welche die Schafe hüten sollen. Vierzehn englische Meilen von hier waren sie drei Tieren auf die Spur gekommen, hatten sie in die Nähe dieser Hütte getrieben und forderten nun den Besitzer derselben auf, morgen mit ihnen zusammen die Tiere zu erlegen. Wenn auch anfänglich mit Widerstreben, vielleicht insolge der vorangegangenen Unterhaltung, sagte er doch endlich zu, und ich versprach, aber nur als untätiger Zuschauer, sie zu begleiten. Am folgenden Morgen verteilten sich alle auf Schneeschuhen im Walde, um die Fährten der Tiere aufzusuchen. Sie waren bald gefunden, und nun beeilten sich Menschen und Hunde, so viel es die Natur des Bodens zuließ, sie zu verfolgen. Auch hier waren, wie gewöhnlich, die drei Tiere in einem „einzigen Faden“ gegangen, indem die zwei fast genau in der Spur des ersten trollten. Unser „Start“ war sicherlich ein feltamer. Die ungeschlachten langbärtigen Hinterwäldler in Pelzkappen und eigenen gefertigten Kleidern paßten vollkommen zu den zehn oder zwölf auf den verschiedenen Farmen aufgegriffenen Hunden, die als heterogene Rötterkollektion um uns herum belferten und bellten in völliger Unkenntnis darüber, weshalb sie überhaupt mitgenommen waren. Jeder der sogenannten Wächter trug eine schlechte Flinte und eine Art, mein Freund einen langen Speer. Die Tiere standen in einem Erlbruch. Als sie das laute Gebell der Rötter hörten, ergriffen sie in verschiedenen Richtungen die Flucht. War auch die Entfernung eine bedeutende, Hunde und Menschen kamen ihnen bald sichtlich näher, weil sie auf der festen Schneekruste nicht einbrachen; die kräftigen Läufe der schweren Tiere aber durchbrachen wiederholt dieselbe, und dann versanken sie fast bis zu den Flanken in den tiefen Schnee. In solcher Lage wurde das eine von ein paar Hunden wütend angefallen, blutig gebissen und verendete durch den Arthieb des „Wächters“. Das zweite arbeitete sich mühsam bis zum Flusse durch, brach dort durch und verschwand unter dem Eise. Das dritte, die stärkste Elentuh, hatte von den Hunden, als es bis zu den Blättern in den Schnee eingesunken war, starke Bißse in die Nase bekommen und eine Blutlache stand dort, wo es sich wieder herausgearbeitet hatte. Ein schlecht gezielter Flintenschuß brachte ihm eine neue Wunde bei, und dennoch floh es weiter. Endlich nach einer halben Stunde fanden wir das Tier atemlos und erschöpft auf dem Schnee liegen und „herum im Kreis, von Mordsucht heiß“ die blaffenden Rötter. Auch dies wurde durch einen Arthieb getötet und aus ihm ein fast ausgewachsenes Junges herausgezogen. So endete der ruhmlose Sport, an den ich mit Abscheu stets zurückdenken werde. Mit Ausnahme eines waren alle mit ihrem Jagdersolge zufrieden; dieser aber, ein abgehärteter Hinterwäldler, hatte die Fährte eines vierten Moostieres entdeckt und folgte dieser, weniggleich er nur ein Stück Brotkruste und wenig Käse in der Tasche mit sich führte. Erst am nächsten Abende lehrte er nach unserer Hütte zurück. Er hatte die Nacht im Walde kampirt, früh morgens die Spur wieder aufgenommen und endlich durch einen Schuß die Elentuh erlegt, die mit zwei Kälbern ging. Hat

nun auch das Gesez als Zeit für die Jagd der Moostiere das Ende des Sommers und den Herbst bestimmt, was nützt es, wenn sogar die bestellten „Wächter“ zu jeder Jahreszeit und noch dazu so roh die Tiere bezimiren, und wenn niemand dagegen einschreitet, daß auf offener Straße in den Städten das stets schmachtende Wildpret angeboten wird.

Vergleicht man den Fuß des Ren- und des Moostieres, so könnte es seltsam erscheinen, daß die Natur das Ren so sehr bevorzugt und das letztere so stiefmütterlich behandelt haben sollte. Nach den Füßen zu urteilen, müßte in Amerika das Ren sich länger halten als das Moostier und der virginische Hirsch, denn seine leichten, hohlen, expansiven Schalen befähigen es schneller über den Schnee zu laufen, in den die beiden andern bis zu den Keulen einsinken. Der virginische Hirsch trollt sehr gut auf hartgefrorener Fläche, ist aber in großem Nachteil bei tiefem und weichem Schnee, in welchem er leicht gefangen wird, die Schalen des Ren jedoch mit den abgerundeten Spizen und scharfen Rändern lassen es auch über Eisflächen mit vollkommener Leichtigkeit laufen. Es würde schwer fallen, ein besseres Beispiel der Adaption eines Gliedes zu finden um Schwierigkeiten zu überwinden, als die Konstruktion des Caribausfußes, aber auch wohl keine schlechtere als die soliden, schweren, scharf zugespizten Schalen des Moostieres. Daher stammen auch die verschiedenen Gewohnheiten beider im Winter. Das Moostier sucht die Stellen auf, wo sein Lieblingsfutter, *Acer pennsylvanicum* und *Dirca palustris*, in Menge steht, und bleibt dort so lange, bis von diesen und den jungen Pappeln, die seine Hauptnahrung bilden, alles Gezweige abgenagt und die Rinden abgeschält sind. Es liebt dichte Wälder. Das Ren zieht aber offene Gegenden vor, wandert von Platz zu Platz und frisst Gras, Moos und Flechten. Das immer größere Aussterben dieser beiden Tiere durch die Eingriffe der Menschen und der ungleiche Kampf ums Dasein mit ihren Feinden ähneln in gewisser Beziehung dem Verschwinden mancher ihrer Verwandten in prähistorischen Perioden, ganz besonders dem des Riesenhirshes Irlands.

Wenn der Elenhirsch aufgeregt wird durch das Mahnen des Tieres, durch das tiefe Orgeln und Plärren eines Rivalen, durch die nachahmenden Laute des Indianers, stürzt er sinnlos durch die nachahmenden Laute des Indianers, stürzt er sinnlos durch das Dickicht mit ausgedehnten Rüstern und zurückgeworfenem Geweih, um so durch die beengenden Nester zu dringen und den gesinnungstüchtigen Gegner zum Zweikampf herauszufordern. Diese sinnlose Aufregung der brünstigen Hirsche ist wunderbar groß. Ich kenne Beispiele, wo der Hirsch Kaschmir schon dadurch allein in die Nähe des schußfertigen Jägers eilte, daß dieser Zweige im Walde abbrach, und jener, vermeinend den frechen Rivalen zu treffen, blindlings dorthin fiel, um zu spät seinen Irrtum gewahr zu werden. Ähnlich ist es auch beim Moostier. Der Kolonel Saunders der neubraunschweigischen Miliz besitzt zwei Paar Geweihe, die beim Zweikampf der Tiere so fest sich ineinander verschlungen hatten, daß die Tiere endendlich umkommen mußten. Derartige kommt auch bei horntragenden Männchen, bei Antilopen und Steinböden, vor.

Glaubwürdige Personen versichern gesehen zu haben, daß, wie bei uns im Mai die Elche Kuhblumen fressen, so in Amerika sie die Blätter von *Rhynphaeaceen* lieben und, um sie zu erlangen, die Köpfe unter Wasser stecken. Dann können sie sich bisweilen unglücklicherweise mit den Geweißen in Baumwurzeln verwickeln, und das wäre eine teilweise Erklärung für die im Schlamm gefundenen irischen Hirsche und für die zahlreichen Elchreste an der Fundy Bai.

Die Indianer behaupten, daß die Hirsche die abgeworfenen Geweihe vergraben; deshalb sollte man in den Gegenden, wo viele haufen, doch stets nur wenige finden. Auch im Himalaya findet man nur wenige Geweihe. Man darf aber nicht vergessen, daß manche Hirscharten gewohnheitsgemäß an den dichtesten und für Menschen unzugänglichsten Stellen der Wälder dieselben abwerfen, und deshalb nur wenige aufgefunden werden. Die häufigen Geweihsunde in Marischgegenden erklären sich dadurch, daß die Moostiere das Geweih gern an Elenstämmen

in den Sümpfen sich abstoßen. Dort finden die Indianer auch viel mehr als in den Wäldern. Die Zeit des Abwerfens ist auch bei diesen Tieren nicht stets dieselbe; in Amerika z. B. fällt sie in Neu-Schottland früher als in Neu-Braunschweig. Die meisten werden früher abgeworfen als das Eis die Seen bedeckt; manche Spießer und Gabler tragen sie bis zum Dezember, während die Rentkue und die jungen Ren sie häufig bis zum März behalten.

Einige Moostiere tragen Geweihe von enormer Größe und Gewicht. Während der Anwesenheit des Prinzen von Wales in Kanada wurde ihm ein Schädel mit Geweih überreicht, der 65 Pfund wog und dessen Geweihbreite 70 Zoll betrug. Ein anderer Schädel wog 50 Pfund, das Geweih hatte 19 Enden und seine Breite 60 Zoll. Einem Engländer, der reiche Erfahrungen in der Jagd und im Waldleben besaß, erzählte einst ein Indianer, eine Elenkuh getötet zu haben, die ein kleines Geweih besaß. Solche Anomalien sind auch bei anderen Hirscharten nicht sehr selten und bilden vielleicht ein Mittelglied zwischen den knochigen Protuberanzen der weiblichen Wapihi und den völlig ausgebildeten der Rentkue.

Die Anzahl der Moostiere in den östlichen Gegenden nimmt stetig ab; man muß sich verwundern, daß dort noch überhaupt welche leben bei der ins großartige getriebenen Vernichtung durch Kolonisten, durch von der Kultur belebte Indianer und leider auch durch Engländer, welche daheim sich scheuen würden, auf ein brütendes Rebhuhn zu schießen, hier aber unter Mißachtung der Schonzeit und der Grundsätze jedes rechtlich denkenden Jägers, ja überhaupt jedes nur etwas gefühlvollen Menschen, dem hochbeschlagenen Moostiere, wenn es mühsam durch den tiefen Schnee sich fortzuschlepp, das Gehirn mit der Spizklugel fortblasen. Von dem in Neu-Braunschweig beliebten Massacre liefert vielleicht schon das eine Faktum einen schlagenden Beweis, daß in den sechsziger Jahren am Ufer des Magagnadaviesflusses durch die Kolonisten während einer „Saison“, und nur der Häute halber, nicht weniger als tausend abgeschlachtet wurden. Eine andere Ursache für das allmähliche Eingehen des Moostieres liegt in der Vernichtung der Wälder durch Menschenhand und Feuer. Wenn wir in solchen Betrachtungen des Lebens und Treibens der prähistorischen Menschen gedenken, sollte da die Annahme so ungereimt sein, daß die größeren Bierfänger, wie noch jetzt in den verschiedenen Weltteilen, vornehmlich dann verschwanden, wenn sie Zeitgenossen des sich verbreitenden Menschen wurden? Alce malchis ist nach Allen in Massachusetts jetzt ausgerottet. In Labrador scheinen die Tiere noch sehr verbreitet zu sein; wenigstens trafen die Mitglieder der amerikanischen astronomischen Expedition noch zahlreiche Fährten derselben an dem Nordende der Halbinsel. Im ganzen britischen Nordamerika leben die Tiere nur noch etwa bis zum Parallelkreise der großen Seen in größerer Anzahl. So weit sind sie in der historischen Zeit, und besonders in der Gegenwart wieder zurückgedrängt worden, sie, die in der posttertiären Zeit bis Virginien vordrangen, nachdem sie in ihrer Blüteperiode, zur Diluvialzeit, durch die Erkaltung des Nordens aus ihrer Jugendperiode, der Polarzone verdrängt, nach Süden hin eine weite Ausbreitung gefunden hatten. Während dieser Zeit lebten sie auf der ganzen Erdhälfte, in Asien bis zum Himalaya. Wie in diesem Erdteile, in Sibirien nämlich, die Lebensweise des Elen sich gestaltet, wie verschieden die Jagd auf diese Tiere hier ist, mögen die nachfolgenden Zeilen zu schildern versuchen.

Die Wogulen am mittlern Ural jagen das Elen besonders im August und September, wenn die Tiere am fettesten sind. Zu ihrem Aufenthalt bevorzugen hier die Elen die Inseln, welche aus den Morästen jener Gegenden sich erheben, und durch üppigen Graswuchs und reichliches Unterholz ihnen hinlängliche Nahrung gewähren. Die Jagd auf sie ist aber eine überaus mühselige, da es dem Wogulenjäger oft erst nach vier bis sechs Tagen gelingt, das flüchtige Tier einzuholen. Ist es endlich erlegt, so trocknet er an Ort und Stelle das in dünne Streifen geschnittene Fleisch und birgt es auf einem Baume oder auf hohen Pfosten, die ihm als Vorratskammern dienen.



Die Heimkehr der Sieger.

Nachmalbe vo



In den Demidoff'schen Besitzungen am Ural, die gegen 234 Quadratmeilen umfassen, sollen noch viele Elen und von seltner Größe vorkommen.

Hat sich gegen Ende des Winters der Schnee gesenkt und mit einer Eiskruste überzogen, dann beginnt der Ostiak auf das Elen die Jagd. Auch hier ist dieselbe mit großen Schwierigkeiten verbunden, und doch konnte ein Jäger dieses Volksstammes, der nicht einmal alljährlich auf die Jagd auszog, im Laufe von 25 Jahren gegen 200 erlegen. Wie bei den Nios der Vär, bei den Mongolen der Wolf, so spielt bei den Ostiaken das Elchwild eine große Rolle. Das Sternbild des großen Bären nennen sie Los, d. h. Elen. Der gesteigerte Verkehr und der Eigennuz des Menschen drängt auch hier das Einsamkeit und ungestörte Ruhe liebende Elen mehr und mehr zurück. Bei Verejow kommen sie jetzt fast gar nicht mehr vor. Die nomadischen Tungusen von Bauntowk und der Angara beginnen im Turan, dem ersten Sommermonate (März), wenn die verschiedenen Tiere mit gespaltene Hufen in dem tiefen Schnee versinken, auf Schneeschuhen mit ihren Hunden die Jagd auf das Elen. Im Jikum (Juli) dagegen legen sie sich zur Nachtzeit in einen Hinterhalt an den zahlreichen Seen. Hierher kommt in der Nacht oder bei Tagesanbruch das Tier, um die Wurzeln der *Lycopodium solago*, das die sumpfigen Seen bedeckt, zu fressen. Es geht ins Wasser, taucht bis auf den Grund und wühlt mit den Zähnen die Wurzeln heraus. Dann kommt es wieder an die Oberfläche oder ans Ufer, je nachdem es ihm bequem ist, seine Beute hier oder dort zu verzehren. Im leichten Rahne aus Birkenrinde erreicht es bald der Tunguse und erspricht es mit dem Spieße. Die Jagd ist jedoch selten erfolgreich, weil das Elen den Feind sehr weit wittert und überdies klugerweise größtenteils nur in finstern Nächten oder bei Tagesanbruch, wenn der Nebel anfängt sich über die Wasserfläche auszubreiten, an die verräterischen Seen zieht. Ist zu Anfang des Irkin (September) der erste Schnee

gefallen, dann folgt der Tunguse der Fährte, und im Walde gelingt öfter eine bessere Jagd.

In den dichten düstern Nadelholzwaldungen des bergigen Terrains des mittleren Stromgebietes von Bratskij-Ostrog bis an den Jenisseiskischen Kreis ist das Elen Hauptgegenstand der Jagd. Auch hier schleichen sich die Jäger bisweilen an die Seen, um die von Myriaden von Mücken verfolgten Tiere, welche im Wasser den Insekten entgehen wollen, aus sicherem Versteck niederzuschießen. Die Zahl der Elen ist hier noch so bedeutend, daß eine ungegerbte Haut 3, eine gegerbte 5—7 Silberrubel kostet. Welche Mengen von Tieren müssen hier noch vorkommen, wenn in manchen Jahren in der Stadt Jenisseisk 10 000 Häute zum Verkauf gebracht werden.

In den weiten Gebieten des an landschaftlichen Schönheiten so reichen Amurlandes haben die beiden Wörter Jagdtier und Elen dieselbe Bedeutung. Die mehrere hundert Werst oberhalb des in den Amurfluß mündenden Gorin hausenden jagdlustigen Kile und Golde stellen dem Elen nur mit Pfeilen und Bogen nach. In den vorwiegend von Laubholz bestehenden Wäldern trifft man die Fährten der Tiere überall an. In diesen Amurgenden, sonst aber nirgend mehr auf der Erde, begegnen noch einander Ren, Elen und Tiger. Am Altai, wo noch kurz vor Humboldts Ankunft der Tiger, dessen gewöhnliche Nahrung fast überall die zahlreichen Wildschweine bilden, als besonderen Lederbissen bisweilen ein unvorsichtiges Elen erhaschen konnte, sind jetzt schon dieselben verschwunden. Wie der Eibenbaum in der jetzigen Flora ein Fremdling, ein Märchen aus guten alten Zeiten, so sind auch vielleicht die Tage des Elen in seinem gegenwärtigem Greisenalter schon gezählt; und geht die rapide Ausrottung dieses edlen Jagdtieres wie bisher mit Riesenschritten weiter, so wird nach Ablauf eines neuen Jahrhunderts vielleicht nur noch die Sage von ihm melden und die Museen werden allein noch zeigen, welch riesiger Hirsch auch bei uns einst sein stilles Heim hatte.

Wer trägt die Schuld?

Novelle von E. Langer.

(Fortsetzung und Schluß.)

Endlich, es war schon völlig Tag und Franz bereits aufgestanden, erwachte Klara von einer hellen Stimme geweckt, die in der Etage über ihr in langgezogenen Tönen eine ihr bekannte Melodie sang. Sie konnte sich nicht gleich besinnen, wie der Text dazu lautete. Endlich fiel er ihr ein: Es war die Melodie des englischen Liedes: „Lang, lang ist's her,“ und die Töne klangen in der nüchternen Morgenröthe so resignirend, so öde und hoffnungsleer, daß die Erinnerung an das Geschehene und an ihr Elend sie mit doppelter Gewalt ergriff.

Eist der Gedanke an Reinhold rüttelte sie aus ihrer Ver-nichtung empor. Gegen ihn hatte sie noch Pflichten zu erfüllen und diese waren alles, was ihr noch übrig blieb. Während des Ankleidens wurde sie ruhiger, ja es kam eine Art Märtyrerfreudigkeit über sie. Die furchtbare Kränkung, die sie empfand, wollte sie durch die hingebendste Pflichterfüllung rächen und die Sühne gewissermaßen an sich selbst vollziehen.

Gesagt betrat sie die gemeinschaftlichen Wohnräume. Franz war schon ausgegangen. Salon und Speisezimmer waren leer. Als sie an der Thür des Krankenzimmers klopfte, kam ihr Gertrud mit verweinten Augen und dem Finger auf den Lippen entgegen. Es stand sehr schlecht mit Reinhold. Die Nacht wäre leidlich gewesen, doch gegen Morgen hatte sich sein Zustand auffallend verschlimmert. Franz sei nach dem Arzt gegangen. Gertrud fügte hinzu, sie hätte Klara nicht „incommodiren“ wollen, da sie nicht, wie sie versprochen, von selbst gekommen wäre, sie in der Nachtwache abzulösen.

Klara achtete kaum auf den halb pikiren, halb verlegenen Ton, in dem die letzten Worte gesprochen wurden. Sie dachte nur an den Kranken. Sie schob Gertrud bei Seite und trat leisen Schrittes an das Bett. Reinhold lag schwer atmend mit

halb geschlossenen Lidern da, als Klara jedoch sich über ihn beugte, zuckte etwas wie ein selbiges Lächeln über die eingesunknen Züge und die Brust schien freier zu atmen. Sie legte die Rechte leise auf die abgekehrte Hand und setzte sich, mit der Linken das Gesicht verhüllend, neben ihn.

Gleich darauf wurden männliche Schritte laut und Franz trat mit dem Doktor herein. Das peinliche Wiedersehen zwischen den Gatten wurde durch die Aufmerksamkeit, mit der alle den Ausspruch des Arztes erwarteten, gemildert. Dieser beobachtete einige Sekunden den Kranken und wandte sich dann mit seinen Fragen und Anordnungen über Gertrud hinweg, welche neben ihm stand, an Klara, wie er es in der letzten Zeit stets getan hatte. Der Mann mußte das Gefühl haben, daß sie hier der rechte Kopf und die zuverlässigere von beiden Frauen sei, vielleicht auch diejenige, welche den größten Anteil an dem Kranken nehme. Während er sich gegen Klara stets mit Zartheit und Hochachtung benahm, ignorierte er Gertrud meistens oder gab auch wohl auf ihre Fragen eine kurze Antwort. Gegen Franz äußerte er sich beim Weggehen dahin, daß seine Kunst ein Ende habe und die Katastrophe nahe bevorstehe. Sie sollten auf alles gefaßt sein, er könne jedoch nicht sagen, ob das Leben nach Stunden oder Tagen zählen würde.

Franz hinterbrachte diese Kunde den Frauen in schonendster Weise. Klara hatte dieselbe nicht anders erwartet und nahm sie demgemäß mit stiller Resignation auf, während Gertrud sich einer wilden Verzweiflung überließ und von Franz aus dem Krankenzimmer geführt werden mußte.

War es Heuchelei, war es Reue und Gewissensangst oder die Furcht vor der ungewissen Zukunft, was dieses Weib, welches an dem Sterbebette ihres Gatten mit einem anderen,

einem verheirateten Manne, ein verräterisches Spiel trieb, eine so wilde Szene aufzuführen ließ? Klara wußte keine Antwort auf diese Frage. Was lag ihr auch daran? Der Gedanke, das Herz des Gatten verloren zu haben, verloren an dieses seiner so gänzlich unwürdige Geschöpf, war der einzige, den sie denken konnte, und er bohrte sich wie glühendes Eisen in ihr Gehirn. Wäre der Kranke nicht gewesen, für den sie zu sorgen hatte, sie hätte unbeweglich in einer Stellung verharrt. Wie beneidete sie jetzt ihn, der bald den schweren Kampf des Lebens ausgegungen haben würde. Sein Grab und das kleine Grab ihres Kindes, das war dann alles, was ihr im Leben blieb! Das Grab ihres Kindes! Wie eine leuchtende Vision stieg es auf einmal vor ihrem Geiste auf. Das war die Stelle, wo sie ihre starre Verzweiflung ausweinen, wo sie Ruhe, Resignation finden würde. Eine allmächtige Sehnsucht erfaßte sie, dorthin zu eilen. Und dann war es ihr plötzlich, als säße sie an dem Krankenbette ihres Kindes, und alle Zärtlichkeit, die sie für dasselbe gehegt hatte, schwellte ihre Brust für den blassen Jüngling, der ihr in den kurzen Wochen ihrer Bekanntschaft so teuer geworden war.

Sie sah hinfort nichts als ihn. Alle übrigen Personen, die sich um sie her bewegten, erblickte sie nur wie durch einen Nebelvorhang. Sie wich Franz aus, wo sie konnte, und er kam ihr nicht entgegen, indem er nur selten zu Hause war. Um den Frauen die Pflege zu erleichtern, aß er außer dem Hause. Alle Bande der Häuslichkeit waren aufgelöst. Keiner legte sich mehr völlig zu Bett. Klara wachte fast die ganzen Nächte, während Gertrud sich wenigstens einige Stunden niederlegte. In diesen traurigen unheimlichen Nachtstunden, wo die Schatten gespenstig in den Ecken herumhuschten und der Kranke mit den Gestalten seiner Fieberphantasien flüsterte und zischelte, faßte Klara allerlei Entschlüsse. Sie wollte vor die beiden treten, sie des Verrates an sich beschuldigen, sie zwingen, ihren Verlehr aufzugeben; doch nein, ihr Stolz empörte sich dagegen — sie wollte fliehen — fort — gleichviel wohin; dann wieder wollte sie sich Franz an die Brust werfen und demütig flehen, sie wieder an sein Herz zu nehmen — sie konnte ja nicht leben ohne seine Liebe! — Aber die Worte wären ihr nie über die Lippen gekommen, sie besaß die Schen aller edlen Naturen, den Schatz ihrer Empfindungen wie gewöhnliche Scheidemünze auf's Brett zu zählen. Sie nahm sich vor, ihm zu schreiben — und eines Nachts tat sie es wirklich. Sie trug den Brief den ganzen Tag bei sich, um ihn Abends, wenn sie sicher war, daß er ihn in Ruhe lesen würde, auf seinen Schreibtisch zu legen. Und so geschah es. Mit pochendem Herzen saß sie am Bette Reinholds und lauschte auf den Schritt ihres Gatten. Endlich gegen Mitternacht kam er heim. Leise trat er in das Krankenzimmer, um sich nach dem Bruder zu erkundigen und reichte Klara stüchtig die Hand. Gertrud hatte sich im Salon angeliegt auf das Sopha gelegt, um Klara später abzulösen. Franz sah sich nach ihr um, scheute sich aber nach ihr zu fragen, sagte gute Nacht und ging in seine Stube. Mit stürmisch klopfendem Herzen saß nun Klara und malte es sich aus, wie er den Brief finden, ihn lesen und dann gerührt zu ihr kommen würde, um ihr wenigstens durch einen Händedruck zu beweisen, daß sie, wenn auch nicht mehr seine Liebe, so doch sein Vertrauen und seine Freundschaft besaß. Aber es erfolgte nichts der Art. Die Nachtstunden verrannen wie gewöhnlich.

Ermattet überließ sie gegen Morgen ihren Platz Gertrud, um an deren Statt sich auf dem Sopha im Salon niederzulegen. Als sie die Shawls und Decken, die zerwühlt darauf lagen, ordnete, fiel ihr ein Blatt Papier in die Hände. Was war das? Himmel, ihr Brief an Franz! Wie kam der hierher? War es denkbar, daß Franz ihn der Schwägerin zu lesen gegeben — daß er sie noch aufgesucht hatte, nachdem er nach Hause gekommen war? Doch nein, eines so schmachvollen Verrates an ihrem Vertrauen konnte sie ihn nicht für fähig halten und ihre ganze Seele sträubte sich dagegen. Gertrud mußte vor seiner Heimkehr in seinem Zimmer gewesen sein, den Brief gefunden und ihn mit sich genommen haben. Ja, gewiß, so

verhielt es sich! Aber wenn es so war — ein Schwindel überkam sie, und sie mußte sich an dem Tische halten, an dem sie stand, um nicht zu Boden zu sinken. Wenn Gertrud zu einer solchen Indiskretion sich ermächtigt halten durfte! Allmächtiger Gott!

Leise schleichende Tritte näherten sich dem Zimmer. Franz trat herein und blieb betroffen stehen, als er seine Frau erblickte. Sie trat ihm rasch einen Schritt entgegen, hob den Brief gegen ihn auf, wollte sprechen und vermochte es nicht.

„Du hast Gertrud den Brief lesen lassen?“ kam es endlich wie ein Keuchen über ihre Lippen.

Sie bedurfte seiner Antwort nicht; sie las die Bestätigung in seinen Mienen.

„Klara, ich bitte dich — diese Empfindlichkeit — ich werde dir erklären — —“

Sie hörte ihn nicht mehr; sie war ohnmächtig hingestürzt.

IV.

Der folgende Tag war Reinholds letzter. Die drei Menschen, die sein Sterbebett umstanden, waren weniger zu beneiden als er. Ein Dämon getöte und unheilige Flammen an ihrer Statt entzündet. In Klaras Seele war es öde, tot.

Ihre Bewußtlosigkeit in der Nacht hatte kaum einige Minuten gedauert. Schon in den Armen ihres Gatten, wie er sie aufgehoben, war sie wieder zu sich gekommen und hatte sich mit einer heftigen Geberde aus ihnen frei zu machen gesucht. Er hatte sie gebeten, sich zu Bett zu legen, aber sie hatte sich geweigert. Er hatte ihr erklären wollen, auf welche Weise der Brief in Gertruds Hände gekommen war, aber sie hatte ihm fortgewinkt; sie wollte, sie mußte allein sein, und er hatte sie verlassen.

Er war nicht so schuldig, wie Klara ihn glauben mußte.

Als er ihren Brief gelesen hatte, war er finster brütend unablässig in dem kleinen Gemach auf- und abgeschritten. Von Klaras herzbewegenden Worten erschüttert, versuchte er zum erstenmale seit der Wandlung, welche in seinem Herzen vorgegangen war, sich ernstlich Rechenschaft davon zu geben. Allein die Leidenschaft für das reizende Geschöpf, das seine Sinne gefangen hielt, verblendete ihn zu sehr, als daß er der Neue zugänglich gewesen wäre, zwischen sich und seinem Weibe ein unparteiischer Richter zu sein vermocht hätte. Er hatte Klara von ganzer Seele geliebt und hochgehalten, selbst damals, als sie sich etwas zu selbststüchtig in ihren Gram um das Kind eingesponnen hatte. Sie war ihm immer die liebe Gefährtin, die ernste treue Freundin geliebet, und allmählich hatte sie wieder mit der ganzen Ausschließlichkeit ihrer hingebenden Natur für den geliebten Mann zu leben begonnen. So war das Verhältnis wieder das alte innige gewesen, als Franz nach der Residenz gekommen war. Die junge Schwägerin hatte anfangs nur den Eindruck eines hübschen verwöhnten Kindes auf ihn gemacht. Er hatte mit ihr getändelt wie mit einem solchen und sich an ihrer Anmut, ihren Kapriolen, ihrem brüskeln und doch wieder so einschmeichelnden Wesen ergötzt. Nun war Klara gekommen. Der Kontrast zwischen beiden war ein großer. Dort die Zierlichkeit und Beweglichkeit eines Wesens, das nur für äußeren Tand und Vergnügen lebte, hier die schlichte und heitere Ruhe einer tiefen, in der Liebe still befriedigten Natur. Zum erstenmale fiel es Franz auf, daß Klara sich unvorteilhaft kleide. In den Kreisen, in welchen er bisher gelebt, hatten sich die Frauen alle schlicht und einfach getragen. Sie hatten alle mehr oder weniger geistige Interessen gehabt. Sein Auge war an diese Einfachheit gewöhnt gewesen und die Frauentoilette dem in seinen Idealen Lebenden überhaupt als ein Ding erschienen, welches kaum der Beachtung wert war. Um so mehr Eindruck machte jetzt der Schick auf ihn, mit dem Gertrud sich zu kleiden verstand. Sie erschien ihm täglich neu, war es auch nur durch ein tolett angebrachtes Band, eine Schleife oder Veränderung der Haartracht. War sie gestern rührend lieblich gewesen, so sprühte sie heut von Feuer und Leben. Franz konnte sich diesem Zaubers nicht entziehen. Schon als Klara anlangte, hatte er das berauschte Gift eingesogen und um die Wirkung zu

vollenden, fehlte nichts, als daß sie sich vom ersten Augenblick an gegen Gertruds Wesen ablehnend verhielt, während sie sich der Pflege Reinholds ganz und gar bemächtigte. Nicht umsonst machte sie sich später Vorwürfe, daß sie Gertrud unbewußt vom Bette ihres Gatten entfernt und zu Franz hingedrängt hätte. Dieser fand bald ein ungelamtes Vergnügen daran, mit der hübsch gepuzten, reizenden jungen Frau am Arm durch die belebten Straßen zu wandern, ihr Geplauder zu hören, ihre tausend kleinen Wünsche zu erfüllen, Abends im Salon mit ihr zu tändeln oder ihr auch wohl diese oder jene Frage der Tagespolitik zu erklären, wenn sie, seine Schwäche kennend und wissend, daß ihm dies schmeichelte, darüber Auskunft verlangte. Allmählich, ganz allmählich zogen sich die Fäden des Netzes zusammen, in dem die nach Lebensgenuß dürstende und in ihm ein Mittel zu deren Befriedigung erblickende Circe seine Phantasie, wenn nicht sein Herz gefangen nahm und die Liebe zu seinem Weibe ersticke. An jenem Abend, als Klara beide in dem schwülen Tête-à-tête überrascht hatte, war es zu einem Geständnis seiner Leidenschaft gekommen. Gertrud hatte es stumm und kalt und halb beleidigt, aber mit Blicken aufgenommen, die die Blut in seinem Herzen nur noch stärker ansaßen mußten. Dann war sie plötzlich aufgesprungen und mit krampfhaftem Schluchzen ins andere Zimmer geeilt, welches sie hinter sich abgeschlossen hatte. War es eine tugendhafte Wallung oder nur Koketterie gewesen? Er mußte das erstere glauben und auf deren Rechnung die Zurückhaltung schreiben, mit der sie ihm am nächsten Morgen begegnete. Klaras geschärfter Blick freilich erkannte darin nichts als Berechnung.

Alles das ging an Franzens Seele vorüber, nachdem er den Brief seiner Frau gelesen hatte. Er fühlte sich nicht frei von Schuld; aber was entzog er denn seiner Frau, wenn er sich dem Liebreiz dieser gaukelnden Libelle hingab? Er hatte ja noch gar nicht an eine Trennung seiner Ehe gedacht; er war Klara nur in Gedanken untrennbar gewesen. Was wollte sie denn? Was konnte er dafür, daß ihm die Augen ausgegangen waren, daß er gezwungen worden, Vergleiche zwischen ihr und Gertrud anzustellen und daß diese zu ihrem Nachteil ausgefallen waren? Er hatte erfahren, welche Erquickung ein Wesen wie Gertrud wäre und daß alle Tugenden und alle Bildung der Welt ohne diese Frische und naive kokette Grazie die Frauen nur zu langweiligen Pedantinnen machten.

Die Vergangenheit war hinter ihm versunken. Das stille häusliche Glück, welches er genossen hatte, erschien ihm nüchtern und langweilig, die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit seiner Frau nur als ein Mangel an Geist und Geschmack. Das Kind freilich war ihm für alles Ersatz gewesen, allein das Kind war tot, eine neue Hoffnung nicht vorhanden; welches Unrecht beging er also nun, wenn er die Lücken seines Daseins einen kurzen Augenblick durch die Hingabe an diese Neigung ausfüllte? Es würde schnell genug vorüber sein! Es war nicht anders zu erwarten, als daß die reizende junge Witwe von Auketern bald umlagert werden würde, vor denen er, der ältliche Mann, bald zurücktreten mußte. Dann würde ihn Klara ja wieder haben, all' ihre Rechte, auf die sie pochte, wieder über ihn ausüben können. O ja, die Ehe war eine Sklaverei, nicht nur für die Frauen; auch die Männer waren gebunden, geknebelt an Händen und Füßen auf Lebenszeit! —

Ueber den Sturm in seinem Innern hatte er ein leises Klopfen an seiner Tür nicht gehört, welche sich jetzt sachte öffnete. Es war Gertrud. Mit bleichem Gesicht, die großen schwarzen Augen von dunkeln Ringen umgeben, jenen rührend hilflosen Ausdruck in den Miene, die sie für Franz so unwiderstehlich machte, stand sie da.

„Franz, sei nicht böse, daß ich dich störe,“ sagte sie. „Ich hoffte, du würdest mir noch guten Abend sagen kommen. Ich bedarf so sehr eines freundlichen Trostwortes. Klara ist jetzt immer so abweisend, du bist den ganzen Tag nicht zu Hause und mein armer Reinhold —“

Hier brach sie in Tränen aus und sank auf den Lehnstuhl vor dem Schreibtisch nieder.

Franz war außer sich. Liebe, Mitleid, Entrüstung, Verlegenheit kämpften in seiner Seele, während er in beschleunigtem Tempo seine Wanderung fortsetzte. Endlich blieb er mit einer kurzen Wendung vor Gertrud stehen und sagte finstern:

„Komm fort aus diesem Zimmer. Wir werden beobachtet, wir haben Späheraugen um uns und könnten leicht verdächtigt werden.“ Sie hob das weiße Gesichtchen traurig fragend zu ihm auf, und er erzählte ihr, daß Klara ihm geschrieben, daß sie seine warme Freundschaft für sie mißbillige und ihm bittere Vorwürfe mache über seine Gleichgültigkeit gegen sie.

Es lag Hohn in dem Blick, mit welchem Gertrud ihres Schwagers Mitteilungen anhörte.

„Laß mich den Brief lesen,“ bat sie. „Wie komisch an seinen Mann zu schreiben, mit dem man doch zu jeder Stunde reden kann. Ich möchte das lesen. Und diese Eifersucht, wie albern!“

Sie biß sich auf die Lippen, aber das übereilte Wort war heraus. Es verletzte seine Eitelkeit und vermehrte nur seinen Groll gegen seine Frau. Er zögerte Gertrud den Brief zu geben, aber als sie ihre Bitte wiederholte, tat er es dennoch und sie stoh damit in den Salon.

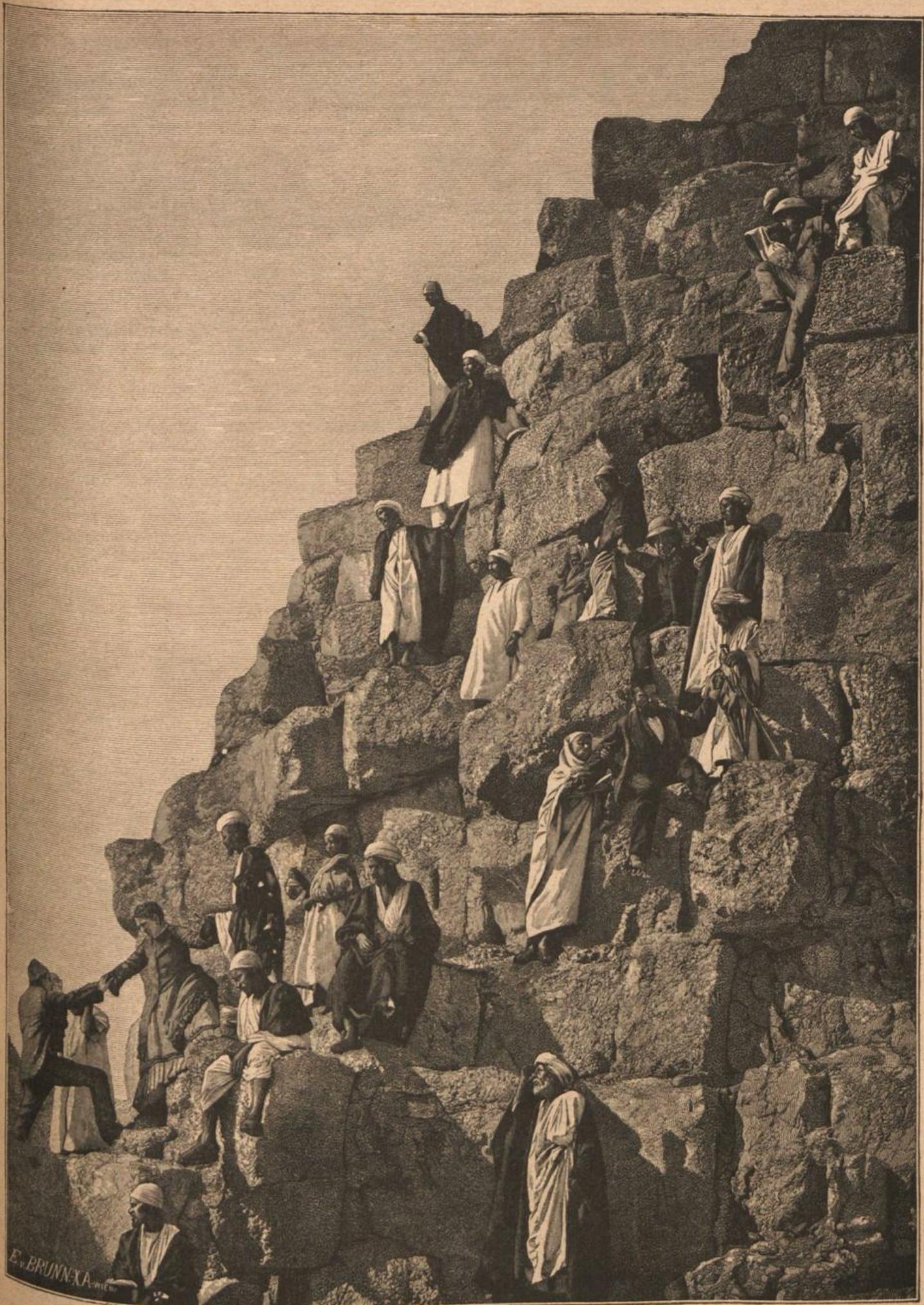
Seltam! In dem Augenblick, als er den Brief aus der Hand gab, war es ihm, als hätte er damit eine schwere Entscheidung getroffen, eine schicksalbestimmende Tat getan. Wie gern hätte er ihn wieder zurückgenommen! Gertrud hatte es komisch genannt, daß Klara an ihn geschrieben. Sie hatte kein Verständnis für eine so innerliche Natur wie die seiner Frau, der es nicht gegeben war, ihren Gefühlen in Worten Luft zu machen. Er fühlte etwas wie Rührung über den Weg, den sie eingeschlagen hatte. Nur still in sich gesammelt war es ihr möglich gewesen, ihm ihr Inneres darzulegen. Und diesen Erguß eines in seinen heiligsten Gefühlen getränkten Herzens gab er rücksichtslos fremden Blicken Preis! Nein, er mußte den Brief zurück haben und eilte in den Salon. —

Doch das Schicksal hatte seinen Lauf gehabt, Klara den Brief gefunden. Vernichtet sank er in seinem Zimmer auf den Lehnstuhl und vergrub das Gesicht in beiden Händen. So saß er bis tief in den Morgen hinein und Gertrud ihn an das Sterbebett ihres Mannes rief. Düstern Blickes trat er dort seiner Frau gegenüber. Er hatte sie begütigen, ihr Aufschluß geben, sie ihn nicht hören wollen. Sein Herz war voll Groll gegen sie über die Ungerechtigkeit, mit der sie ihn ungehört verurteilte, und er wühlte sich tiefer und tiefer in Troz und Erbitterung hinein. Nun mochte geschehen was wollte, die Folgen kamen über ihr Haupt. Ach, wenn er nur einen Blick in die Zukunft hätte tun können! Es war, als ob der Tod, der die Lippen seines Bruders schloß, auch die seinigen versiegelt hätte.

Still und bleich stand Klara da, als der Sterbende den letzten Seufzer ausgehaucht hatte, während Gertrud sich wie eine Rasende über ihn warf und ihn mit den zärtlichsten Namen zurück ins Leben rufen wollte. Voll Widerwillen wandte sich Klara von dieser Szene ab und schritt hinaus, es ihrem Gatten überlassend, die verzweifelte Wittve zu trösten.

Die Tage bis zum Begräbnis hielt sie sich in ihrem Schlafgemache auf. Franz hatte mit den Anordnungen dazu zu tun, Gertrud mit ihrer Trauetoilette. Es war ein beständiges Kommen und Gehen. Endlich war auch das vorüber. Klara hatte auf diesen Zeitpunkt gewartet, als ob er ihr Erlösung bringen müßte — was, das wußte sie nicht. Die Stille, welche im Hause plötzlich eingetreten, war drückend. Klara vermochte sie nicht länger zu ertragen! Franz wich jedem Alleinsein mit ihr aus; doch einmal, als er ein solches nicht umgehen konnte, saßte sie sich ein Herz und fragte ihn, ob er Rat wüßte? Was nun geschehen sollte? „Was wird geschehen sollen?“ gab er ungeduldig zurück. „Wieder das alte Lied. Begreifst du denn nicht,“ fuhr er mit verhaltenem Grimm fort, „daß es Gefühle gibt, in denen man nicht wählen darf, die man sich selbst überlassen muß, wenn sie zur Ruhe kommen sollen?“

Klara stockte das Blut. Das war ein offenes Geständnis. „Wie, du verlangst noch mehr Schonung von mir?“ hauchte sie.



E. BRUNNKA-WIEN

Besteigung einer Pyramide. (Seite 315.)

„Ja, ja, die verlange ich,“ rief er mit blizenden Augen. „Du glaubst, daß du nur allein leidest und ein Recht zu fordern hast und erkennst das Kämpfen und Ringen anderer nicht an.“

Das war zu viel. Zu der tiefen Wunde, die er ihr geschlagen, fügte er auch noch diesen grausamen Vorwurf hinzu. Er zerriß ihre Seele mehr als der Verlust seiner Liebe, und voll Verzweiflung verließ sie ihn. Jetzt galt es einen Entschluß zu fassen. Das Grab ihres Kindes hatte ihr immer als der Ort vorgeschwebt, an dem sie ihren heißen Schmerz ausweinen, sich die gepreßte Brust befreien könnte. Dort würde sie auch das Richtige finden, was sie in dieser schweren Prüfung zu tun hätte. An eine Trennung von Franz vermochte sie trotz alledem noch nicht zu denken. All ihr Denken und Fühlen war ja mit ihm verwachsen. Aber für den Augenblick war es besser, sie ließ ihn allein. Ach, ihr einst so seliges Beisammensein war jetzt für beide eine Qual. Aber sie wollte fort ohne Abschied zu nehmen. Sie hätte ihn nicht ertragen. In dem ihrem ehemaligen Gut benachbarten Städtchen lebte eine Freundin von ihr und von dort wollte sie ihm schreiben. Ob sie ihm mittlerweile durch ihr Verschwinden Angst einflößte, daran dachte sie in ihrem verworrenen Seelenzustande nicht.

Es konnte ihr nicht schwer werden, ihre Abreise ohne jedes Aufsehen zu bewerkstelligen. Franz war fast den ganzen Tag abwesend, Gertrud in ihren Zimmern. Gepäck brauchte sie keins. Mit einer Handtasche am Arme verließ sie eines Morgens still das Haus, setzte sich in die nächste Droschke und fuhr zum Bahnhof. Dort mußte sie freilich einige Stunden warten, bis der nächste Zug abging, aber was kam es darauf an, wo sie ihren Gedanken nachhing? Als die Glocke geläutet wurde, die den Abgang ihres Zug verkündete, fuhr sie wie aus einem Traume auf. Sie wußte nicht, wie lange sie so da gesessen. Jedes Zeitmaß war ihr abhanden gekommen. Und so verging ihr auch die Reise wie im Traum. Sie fuhr den ganzen Tag und die ganze Nacht ohne Aufenthalt. Bei Morgengrauen langte sie in dem Städtchen, welches das Ziel ihrer Reise war, an. Sollte sie die Freundin zu solcher Stunde stören, ihr jetzt Aufklärung über ihr plötzliches Erscheinen geben? Es schauderte ihr davor. Nein, sie wollte gleich dorthin, wohin es sie von so weit hergezogen hatte, an das kleine Grab am Ende des Parkes. Es war bis dahin nur ein kurzer Feldweg, den sie genau kannte. Sie fand ihn trotz des dichten Herbstnebels, der die Landschaft einhüllte und ihr kaum erlaubte, fünf Schritte vor sich zu sehen.

Ringsum herrschte noch die Stille des Schlummers. Kein Insekt, kein Vogel regte sich. Feld und Flur waren leer und erfüllten die Luft mit dem scharfen Geruch verdorrter Stoppeln und welkenden Krautes. Durch den Nebel gedämpft ließ sich Hahnengeschrei wie aus weiter weiter Ferne hören. Hier und da traten Föhrenwaldungen aus dem Nebel hervor, an denen seine feuchten Schleier in Fezen hingen. Sie schritt auf dem feuchten Wege fort, ihre Erschöpfung nicht achtend und angestrengt durch den Nebel nach den Bäumen des Parkes spähend, die sich jetzt schon zeigen mußten. Aber noch immer kein Park. War sie denn irre gegangen, oder hatte sie den Verstand verloren? Sie befand sich vor einem Schienenwege, der hier nie gewesen, und doch erkannte sie die Gegend ringsumher. Da — plötzlich — kam ihr eine Erinnerung. Kurze Zeit nachdem sie in die Stadt übergesiedelt waren, hatte sie davon gehört, daß die im Bau begriffene Zweigbahn unmittelbar an ihrem Gut vorübergeführt werden sollte, die Sache hatte sie aber nicht interessiert und war ihr wieder entfallen. Mit furchtbarer Klarheit ging es ihr jetzt auf, daß ihr auch das letzte geraubt worden sei, daß das Ziel, wonach ihr ganzes Sein gestrebt hatte, zu dem es sie Meilen um Meilen hergetrieben hatte, daß dies Fleckchen Erde, welches ihr einziges Gut barg, für sie verschwunden, unkenntlich geworden war. Die ganze Verzweiflung, gegen die ihr gesunder Sinn bisher angekämpft hatte, bemächtigte sich jetzt des bellagerten Weibes, dessen physische Kraft endlich gleichfalls zu unterliegen begann. Wie betäubt sank sie auf einen Steinhäufen am Wege nieder und starrte vor

sich hin. Jetzt erst gab sie sich verloren, sah sie keine Rettung mehr für sich und Franz. Wilde Gedanken wälzten sich chaotisch durch ihren Geist.

Mittlerweile war die Sonne in unheimlich roter Glut, welche blutige Reflexe auf die Schienen warf, aufgegangen, und von ihren Strahlen erwärmt, begann der Nebel sich zu ballen und hin und her zu wogen. Wie Schlachtreihen zogen die Nebelmassen am Horizonte auf und prallten gegeneinander. Mit fiebergelühenden Augen folgte Klara ihrem phantastischen Spiel, in welchem ihre aufgeregte Phantasie allerhand Gestalten erblickte, die sie angrinsten und die Arme nach ihr ausstreckten. Dabei fielen ihr die Riesen und Ungeheuer bekannter Märchen ein und Scenen aus ihrer Kindheit und Jugend, und sie wunderte sich, daß sie an so gleichgültige Dinge denken konnte. Aber es war, als ob ihr Geist, scheu vor der Gegenwart, sich in die Vergangenheit flüchtete. Sie sah sich an dem Sterebette der Mutter, an dem des Vaters, mit einer Tante auf Reisen, am Gardasee, dort wo Franz mit seinem offenen, lebensfrohen Gesicht ihr zum erstenmale vor das Auge getreten und ihm ihr ganzes Herz sogleich entgegengeschlagen war. Franz! Ja, jetzt erfaßte sie die Gegenwart wieder mit zermalmender Gewalt. Was sollte sie tun? Konnte sie zu ihm zurück, jetzt, da er den ersten Schreck über ihre Entfernung bereits überwunden hatte? Sie hatte die Schiffe hinter sich verbrannt. Zum erstenmal fiel es ihr ein, daß sie ihm Schreck verursacht hatte — ob auch Schmerz? sie glaubte es nicht. Hatte er ihr nicht gesagt, daß er zu kämpfen, zu ringen hätte, daß sie eine lieblos Fordernde sei, die ihn an der Kette der Pflicht festhielt? Hieß das nicht, daß er einem Glück entsagen mußte, daß er an ihrer Seite fortan ein Gefühl des Mangels, der Leere empfinden würde? Konnte sie mit diesem solternden Bewußtsein, mit dieser Kluft zwischen sich und dem Manne, mit dem sie das innigste Herzensverhältnis bisher verbunden hatte, das Leben ertragen? Und schrecklicher als alles: fühlte sie nicht auch ihren Glauben an das hohe sittliche Ideal, welches er ihr gewesen war, erschüttert? — Nein, sie konnte nicht leben. —

Da — welch ein Ton, welch ein dumpfes Brausen! Um die Waldecke dort schoß der Zug hervor und glitt gespenstisch näher und näher. Wer vermag zu schildern, was in Klaras Seele vorging? Mit totenblassem Gesicht und krampfhaft auf die Brust gepreßten Händen, die weitgeöffneten Augen starr auf das nahe Ungetüm geheftet, stand sie da. Das war ein Wink des Schicksals? Wozu zaudern? Es war ja nur ein Augenblick! — „O Gott — Franz — lebewohl —“

Damit stürzte sie sich über die Schienen und im nächsten Augenblick hatte die Maschine sie erfaßt. Unfern der Stelle, wo das Kind gebettet worden, hatte die Mutter Ruhe und Frieden gefunden. — —

Als Franz den Abend nach Klaras heimlicher Entfernung nach Hause kam und seine Frau nicht in ihrem Zimmer fand, das sie seit Reinholds Tode nicht mehr verlassen hatte, hoffte er, daß sie endlich „Bernerst angenommen“ und hinüber zu Gertrud gegangen sei, um ein erträglicheres Verhältnis anzubahnen. Erleichterten Herzens schritt er hinüber. Salon und Wohnzimmer waren leer. Jetzt klopfte er leise an Gertruds Schlafgemach.

„Störe ich?“ fragte er, als diese öffnete. „Klara ist doch hier?“

„Klara? Ich habe sie den ganzen Tag nicht gesehen.“ „So ist sie fort,“ sagte Franz tonlos und beide starrten einander mit bleichen Lippen und weitgeöffneten Augen an. Das Dienstmädchen wurde befragt, wußte aber keine andere Auskunft zu geben, als daß Frau Livonius den ganzen Tag abwesend gewesen sei. In Klaras Zimmer verriet nichts eine Flucht oder eilige Abreise. Die Nacht verging in der furchtbaren Pein der Ungewißheit. Am Morgen machte Franz Anlangen bei der Polizei. Erst am Abend des zweiten Tages langte eine amtliche Depesche an, durch welche Franz aufgefordert wurde, sich nach dem kleinen Ort in der Nähe seines ehemaligen Gutes zu begeben, um die Leiche einer auf den Schienen ver-

unglückten Dame, in welcher man seine Frau erkannt haben wollte, zu recognosciren. Nach den furchtbaren Tagen und Nächten, die er durchlebt hatte, konnte diese Nachricht ihm kaum noch Entsetzen bereiten. Er war auf das Aergste gefaßt gewesen, eine starre Resignation war alles, was er empfand. Unverzüglich reiste er nach dem genannten Orte ab. Der Abschied zwischen ihm und Gertrud war unter diesen Umständen hastig und kühl. Er versprach wiederzukommen und ihre Verhältnisse zu ordnen. Alles, was er an baarem Gelde entbehren konnte, ließ er ihr.

Eine schreckliche Stunde war ihm noch vorbehalten, als er in der Frühe des nächsten Morgens sein Ziel erreichte. Ein Blick auf den entstellten Leichnam genügte, um sein Weib, sein Feuerstübchen auf Erden, von dem er sich nur einen kurzen Augenblick zu einer anderen verirrt hatte, zu erkennen. Starr und tränenlos stand er an der Leiche und starr und tränenlos brachte er die nächsten Tage hin, immer Klaras letzten Augenblicken

nachgrübelnd. Ihr Tod war für ihn kein Rätsel. Wer so geliebt hatte wie sie, konnte das Glück des Herzens nicht überleben.

Endlich mußte er daran denken, sein Dasein wieder neu einzurichten. Nach der Reichshauptstadt kehrte er nicht zurück. Er übertrug einem befreundeten Rechtsanwalt das Ordnen von Gertruds Angelegenheiten und dieser selbst setzte er ein Jahrgeld bis zu ihrer Wiedervermählung aus. Die Art, wie sie alles annahm, ja, wie sie ihre Unzufriedenheit mit den Anordnungen äußerte, überzeugte Franz nur zu sehr, daß Genußsucht und Eigennutz ihr Spiel mit ihm getrieben hatten und daß der kurze Raufsch durch den Tod seines Weibes mit einem furchtbar hohen Preis erkauft worden sei.

Nach Jahresfrist schickte Gertrud eine Verlobungsanzeige. Das Verhältnis löste sich jedoch bald wieder auf und erst nach vollen fünf Jahren gelang es ihr, einen alten reichen Witwer zu erobern.

Franz blieb unvermählt.

Ulrich Zwingli.

Mit einleitenden Bemerkungen zur Frage der kulturellen Bedeutung der Reformation. Von Bruno Geiser.

(Schluß.)

Zunächst ging Zwingli an die Abschaffung dessen, was er als Mißbrauch beim kirchlichen Ritus ansah.

Um die Anhänglichkeit des Volkes an das Hergebrachte möglichst zu schonen, ging er jedoch nur in vorsichtigen Schritten vom Unverfänglichsten aus.

So führte er vorerst eine deutsche Taufgandee an Stelle der lateinischen ein und bereitete dann seine Gemeinde auf die Abschaffung der Messe vor, unter anderem durch die Schrift „De canone Missae epichiresis“, in der er auch zum erstenmal seine eigene Auffassung von der Art, wie die Abendmahlsfeier gehalten werden solle, durchblicken ließ.

Indessen begann das von Zwingli zur Reformation aufgerufene Volk über die durch das Zeitbedürfnis bedingten Ziele der Bewegung in jenem unverständigen Fanatismus hinauszuschließen, der unwissenden und roh veranlagten Neuerern meist nur zum Schaden der Sache, welcher sie zu dienen meinen, eigentümlich zu sein pflegt.

Die sinnlose Wut dieser Fanatiker richtete sich zunächst gegen die Altäre und Bilder in den Kirchen. Plötzlich wurden hier und da Lampen in den Kirchen zertrümmert, die Weihwasserleffel ausgeschüttet, und ein Schuhmacher Hottinger ließ sich durch eine von Ludwig Gejer geschriebene wirkliche Hezchrift, betitelt: „Urteil Gottes, unsres Ehgemahls, wie mit sich mit allen Gözens-Bildnissen halten soll,“ mit einigen Genossen zur Umstürzung eines großen Kreuzifixes hinreißen.

Nun mußte der Rat einschreiten: Hottinger und Genossen wurden in Haft gebracht; aber da die Prediger, Zwingli voran, die Tat zwar verdammt, die Täter aber nicht allzu hart verurteilt wissen wollten, so kamen sie mit dem Leben davon.

Aus der Verlegenheit, in welche ihn die rohe Bilderstürmerei gegenüber der katholischen Kirche und ihren treuen Anhängern gebracht hatte, suchte sich der Züricher Rat durch Anberaumung einer neuen Disputation auf den Oktober 1523 zu ziehen, bei der es herging wie bei der ersten, — ein schon vor Beginn der Disputation, der nicht weniger als 900 Personen beiwohnten, fertiges Urteil wurde mit leichter Mühe plausibel gemacht, da weitaus die größte Zahl der Anwesenden Zwingli und seiner Sache geneigt war.

Der Beschluß lautete: „Die Bilder und Gözen, welche durch das siegreiche Wort Gottes in seinen Organen und Instrumenten überwunden, sollen durch die Obrigkeit, jedoch ohne Aergernis, entfernt werden.“

Dies war das Resultat des ersten Tages der Disputationsversammlung; an den zwei weiteren Tagen ging es auch der Messe zuleibe, indem die Lesse fast einstimmig angenommen wurde, daß die Messe kein Opfer und bisher in Widerspruch

mit der Einsetzung Christi mit vielen Mißbräuchen gehalten worden sei.

Nun war die Zwinglische Reformation als festbegründet zu betrachten, und dieser Tatsache gab die im November 1523 erfolgende Veröffentlichung der Zwinglischen Schrift „Eine kurze christliche Anleitung“ zur allgemeinen Darnachachtung in Glaubenssachen deutlichen Ausdruck.

Im Laufe des nächsten Jahres wurde mit der Umgestaltung des Gottesdienstes Ernst gemacht. Die meisten Neuzerlichkeiten, wie das Weihen von Palmen, Salz, Wasser, Kerzen und Kräutern, das Trauer- und Vespergelaute, selbst das Orgelspiel und die letzte Delung wurden abgeschafft, und die Abendmahlsfeier wurde „nach Art der Einsetzung Jesu und dem Gebrauche der Apostel und der ältesten Kirche“ reformiert und nur als Gedächtnisfeier beibehalten.

Ueber diese Auffassung des Abendmahls gerieten die Reformatoren unter einander in Streit. Luther verlangte, der Christ solle glauben, daß er beim Abendmahle den wirklichen Leib Christi genieße, was Zwingli als sinnlos bezeichnet hatte.

Nun fiel Luther in seinem „Sermon von dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi wider die Schwärmgeister“ in gewohnter Grobheit über ihn her, „verdammt ihn als den verderblichsten Kezer, als den echten und wahren Antichrist, gegen den der Pabst als ein Engel des Lichts und das katholische Dogma als lauterste Wahrheit erscheine.“

Zwingli antwortete anfang 1527 verhältnismäßig sehr ruhig, aber mit siegreichen Gründen, und fand so viel Anerkennung, daß er hoffen durfte, seine Anschauung bald überall die lutherische überwinden zu sehen.

Der Schriftenstreit ging lange herüber und hinüber, und er führte insofern zum Siege Zwinglis, — der sich in der Art, wie er den Kampf führte, seinem wittenberger Gegner überlegen gezeigt hatte, — daß er der züricher Reformation eine ebenbürtige Stellung neben der lutherischen eroberte.

Im Oktober 1529 kam es zu einer persönlichen Begegnung von Luther und Zwingli. Die Anhänger beider wollten eine Vereinigung der reformierten Kirche herbeiführen. Aber daraus wurde nichts, obgleich beide Reformatoren die Uebereinstimmung ihrer Fundamentallehren zugaben.

Zwingli, auf dessen Seite in dem Punkte der Abendmahlsfeier die menschliche Vernunft stand, konnte hierin nicht nachgeben, und Luther hat überhaupt nie in seinem Leben nachgegeben und nie der Vernunft eine entscheidende Stimme eingeräumt.

Ursprünglich war er zwar durchaus derselben Ansicht, wie sie Zwingli hegte, geneigt gewesen und bereit, im Abendmahle

nichts weiter zu sehen, als Brod und Wein und nicht den Leib Christi selbst. So bekannte er z. B. im Jahre 1524 selbst: Hätte ihn fünf Jahre vorher jemand berichten mögen, daß im Abendmahl bloßes Brod sei, so wäre ihm hiermit ein großer Dienst getan worden, und er habe selbst auch harte Anfeindung darüber erlitten, indem er gesehen, daß er damit dem Pabsttum den ärgsten Puff hätte geben können*), später aber wäre er tiefer in den Sinn des Einsetzungswortes, wie es vom Herrn Christo selbst herrühre, eingedrungen und dieser hielte ihn nun gefangen.

Demgegenüber wird eine unparteiische Geschichtsforschung höchst wahrscheinlich dem vollkommen zustimmen müssen, was der ausgezeichneten einer unter den lebenden Kennern der Reformationsgeschichte, Döllinger, zu diesen interessanten Punkten in Luthers Glaubenslehre sagt; nämlich folgendem:

„Indes pfliegten ihn (Luther) die klarsten Bibelstellen, wenn sie mit seinen Lieblingslehren in Konflikt gerieten, nicht zurückzuhalten, und er hatte eben erst während des Streites mit Erasmus**) in Mißhandlung und gewaltfamer Verdrehung klarer Schrifttexte das Unglaubliche geleistet. Es war die Opposition, erst gegen Carlstadt, dann gegen Zwingli und Dekolampadius, die ihn antrieb, sich mit aller Kraft seines Geistes in die Ueberzeugung hineinzuarbeiten, daß die streitigen Texte der Schrift nur von einer substantiellen Gegenwart und Mitteilung des Leibes Christi verstanden werden könnten. Den Glauben hielt er fest, daß er ein von Gott auserkorenes und mit allen erforderlichen Gaben reichlich ausgerüstetes Werkzeug zur Wiederbringung des verlorenen Evangeliums, zur Wiederherstellung der seit den Zeiten der Apostel versunkenen Kirche sei, daß daher auch im langen Laufe der Jahrhunderte niemand erschienen, der mit ihm an Reichtum der Gaben und Erhabenheit der Sendung verglichen werden könne. Jetzt sah er in der Schweiz und in Oberdeutschland eine von ihm unabhängig sich entwickelnde Partei, an deren Spitze Zwingli stand, sich erheben und rasch um sich greifen; so mächte sich auch die Bitterkeit der Eifersucht und des verletzten Stolzes in den Streit, und Luther gab dies selber durch den nachher ausgesprochenen Vorwurf zu erkennen: Zwingli trachte seinen Ruhm als Reformator zu schmälern, er habe sich in das Werk, welches ihm, Luther, eigentümlich sei, hineingedrängt. Die gereizte Geschäftigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Stimmung und seines polemischen Verfahrens ward aber dadurch noch erhöht, daß er jetzt eben die Waffen gegen sich gekehrt sah, die er selber geschmiedet hatte: willkürliche, von aller Tradition losgerissene Interpretation einzelner Schriftstellen, und daß er bald genug auch erkennen mußte, wie auf diesem Boden der Streit schlechtthin unausgleichbar und endlos werden würde. Er selbst hatte die Hauptbollwerke des Dogmas, das er nun verkündigte, niedergedrückt, durch seine Verwertung der Verwandlungslehre hatte er bereits den einfachen Sinn der Einsetzungsworte verlassen und die Figur einer Smeleboche***) angenommen; es sei, erläuterte er auf der Konferenz zu Marburg, eine eingefaßte Rede, wie man etwa von einem Schwert rede, aber mit dem Schwerte auch zugleich die Scheide meine; denn der Leib Christi sei im Brode, wie der Degen in der Scheide.“†)

Diese Stellung Luthers zu der Abendmahlfrage erklärt, weshalb es in Marburg zu einer vollen Einigung mit Zwingli nicht kommen konnte; und sehr widerwillig nur ließ sich Luther zu der übereinstimmenden Erklärung bewegen, daß er und Zwingli sich künftighin freundlich begegnen und den gegenseitigen Streit

*) Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, II. Aufl. 9. Bd. 1881. S. 58.

**) Erasmus, einer der allerherrorragendsten Humanisten, über den und dessen Streit mit Luther wir in einer späteren Abhandlung „Der Humanismus und die Reformation“ ausführlicheres berichten werden.

***) Die Smeleboche ist eine rhetorische Figur, bei der durch einen einzelnen oder befondern Gegenstand das Ganze oder Allgemeine oder umgekehrt durch das Ganze oder Allgemeine ein Teil oder ein Befonderes bezeichnet werden soll. Also z. B. wenn man sagt: „Ein Cicero für ein großer Redner“, oder andererseits: „Der Deutsche ist ein Träumer“, während man meint: „die Deutschen überhaupt sind Träumer.“

†) Katholisches Kirchenlexikon, Bd. VI, 1851, S. 664.

den gemeinsamen Feinden gegenüber beiseite lassen wollten. — Der Forderung, die auch von vielen seiner Anhänger gestellt wurde, daß er Zwingli und die mit diesem eines Glaubens waren, als Brüder anerkenne, gab er jedoch nicht nach, und es hätte sich in der That auch gar seltsam ausgenommen, wenn er Zwingli und den Seinen die Bruderhand gereicht hätte, nachdem er kurz zuvor von ihnen behauptet hatte, sie hätten ein „eingeteufeltes, durchteufeltes, überteufeltes, lästerliches Herz und Lügenmaul, kein Christ solle für sie beten und er müsse sich selber in den Abgrund der Hölle verdammen, wenn er mit ihnen Gemeinschaft haben sollte“.

Der Streit mit Luther und dessen äußerliche Beilegung in Marburg war für Zwingli, wenn auch der bedeutendste, so doch keineswegs der schwierigste und anstrengendste. Viel mehr zu schaffen machten ihm auf der einen Seite die Anhänger des Pabsttums in der Schweiz und auf der anderen die grimmigsten Feinde des Pabsttums, welche viel weitergehende und nicht bloß auf Kirche und Religion zu beschränkende Reformen wollten, als er selbst, — nämlich die schweizerischen Wiedertäufer.

Dieser letzte der drei großen Kämpfe, welche Zwingli auszufechten hatte, war ihm nach seinem eigenen Bekenntnis der schwerste von allen, — konnte er sich doch nicht verhehlen, daß er sich hier gegen Menschen wendete, welche im Grunde mit ihm auf demselben Boden standen, gewissermaßen seine „Hausgenossen“ waren.

Die hervorragendsten der Wiedertäufer in der Schweiz, Wilhelm Steublin, Simon Stumpf, Ludwig Hezer, Felix Manz und Konrad Grebel, hatten in der That längere Zeit mit Zwingli Schulter an Schulter den harten und gefährdrohenden Kampf gegen den Pabst geführt. Sie nahmen es aber noch viel ernster mit der Rückkehr zum Urchristentum als Zwingli selbst. Eine Menge fanatisch erregter Handwerker umgab sie und trieb sie vorwärts, Schwärmer, die nun endlich das Himmelreich auf Erden eingerichtet sehen und sich mit den schönen Predigtworten allein nicht mehr begnügen wollten. Die Zwinglische Staatskirche gefiel diesen Stürmern und Drängern der schweizerischen Reformation, je näher sie sie kennen lernten, desto weniger, — sie war ihnen noch lange nicht vollständig genug, — deshalb hielten sie gottesdienstliche Versammlungen in ihren eigenen Häusern und reformirten auf eigene Faust, so gut sie es eben konnten und verstanden, unter anderem in der Taufe, die ihrer Meinung nach nur den Erwachsenen, und nicht den noch nicht zum Glauben herangereiften Kindern zuteil werden sollte.

Nach der Meinung der meisten Wiedertäufer war es unbedingt nötig, mit dem Bestehenden ganz und gar zu brechen und total neue Zustände herbeizuführen. Wie sollte das nun aber geschehen? Nun, sehr einfach: genau nach den Vorschriften der Bibel. Ernst mußte gemacht werden mit dem Evangelium, Christus müsse jedem Christen zum Vorbild dienen, dem er in allen Dingen auf das genaueste nachzufolgen habe. Luther und Zwingli gehörten nach ihnen zu jenen Weltkindern, die den Heiden gleichen, mit denen sie als Kinder Gottes keinen Umgang pflegen durften. Luther wurde u. a. von den Wiedertäufern direkt vorgeworfen, daß er in Wittenberg mit den Doktoribus Bier trinke und die Laute schlage, was, wie wir wissen, Zwingli gleichfalls tat. Ein rechter Christ, meinte der große Haufe der Wiedertäufer, dürfe so etwas nicht tun, sondern müsse sich von der Welt absondern. Darum verschmähten es die echten und rechten Wiedertäufer, den „Weltkindern“, d. h. allen, die nicht so evangelisch „radikal“ dachten wie sie, auch nur die Hand zu geben oder sie zu grüßen; sie nahmen nicht Teil an den Freuden der Welt, nicht einmal an festlichen Hochzeiten, und suchten sich auch durch allerlei sonderbare äußerliche Kleidung, z. B. in einem eigentümlichen Schnitt und Stoff ihrer Kleidung, von den „Heiden“ rings um sie her möglichst zu trennen.

Neben vielerlei verworrenen und törichten Dingen steckte in den Gedanken und dem Streben der Wiedertäufer jedoch auch manches verhältnismäßig oder wirklich Vernünftige und Gute.

So wenn sie Christus nicht als Allverföhner auffaßten, dessentwilleu allen Christen ihre Sünden vergeben sein sollten, sondern eben nur als nachahmungswertes Vorbild; wenn sie ferner die Beseitigung aller leiblichen Not erstrebten, freilich nur auf Grund des kindischen Gedankens einer in Wahrheit gänzlich unmöglichen Gemeinschaft aller Güter; endlich, und wahrlich nicht zum mindesten, wenn sie Christus als einen Menschen betrachteten, der da war wie andre Menschen auch und nicht als Gott in eigener Person.

Da sie aber dennoch von der christlichen Religion nichts aufgeben mochten und dem leitenden Prinzipie der Reformatoren gleichfalls anhängen, wonach für Christentum und christliches Leben allein die Bibel maßgebend war, und da sie noch dazu die Prinzipienstarrheiten waren, welche sich kein Tüpfelchen über einem biblischen *S.*, selbst des alten Testaments, abhandeln lassen wollten, so mußten sie notwendig sogleich mit allen Andersmeinenden in schwere Konflikte kommen.

In der Schweiz traten die Wiedertäufer allerdings im ganzen nicht so gar schroff auf; es fiel ihnen nicht ein, ihren Feinden mit Gewalt Verbreitung schaffen zu wollen, aber die Zeit der Lehrenfreiheit für alle Meinungen war noch lange nicht angebrochen und kann im Machtbereiche irgend einer der Religionen, welche die Kulturgeschichte der Menschheit kennt, — mit einziger Ausnahme etwa eines geläuterten Buddhismus, — auch niemals anbrechen.

Die schweizerischen Wiedertäufer mußten also mit Zwingli in Kampf geraten, und diesen versuchte man, wie üblich, durch eine Disputation auszufechten. Dieselbe fand im Großmünster vor einer zahlreichen Zuhörerschaft statt und dauerte drei Tage (vom 6. bis 8. November 1525). Auf Seiten der Wiedertäufer stritten Grebel, Manz und der ehemalige Mönch Blaurock und neben Zwingli standen Leo Jud und Megander.

Auch diesmal hatte der zürcher Rat zu entscheiden und entschied natürlich wie immer zu Gunsten Zwinglis. Die Wiedertäufer wurden „als unzulässige Sekte und Kotte“ erklärt und ihre Führer „ernstlich vermahnt, ihrem Irrtum zu entsagen.“ Einige sperrete man ein, ließ sie jedoch bald wieder frei, verbot dagegen die Wiedertäufer bei Strafe von ein Mark Silber.

Man kann sich denken, daß damit die Bewegung noch lange nicht erstickt war. Herüber und hinüber wogte noch lange der Kampf, insbesondere mit dem nach Zürich gekommenen wiedertäuferischen Propheten Balthasar Hubmeyer. Allerlei sittliche Exzesse, zu denen sich die Wiedertäufer auf ihre evangelische Freiheit trozend verschrieben, gaben den willkommenen Anlaß zu energischem Einschreiten gegen sie — sie lehrten *ut unum habemus spiritum, ita et unum corpus sumus**) und feierten diesem Grundsatze gemäß fleißig *nuptiae spirituales***), bei denen es über die Massen fleischlich zugeht.

Daraufhin erließ man wider sie am 7. März 1526 eine Verordnung, wonach auf die Wiedertäufer und deren Begünstigung die Extränkung gesetzt wurde. Auch jetzt verharteten die Wiedertäufer bei ihren Glaubensmeinungen, — da sie die Schwächeren waren, sehr zu ihrem Schaden, denn nun tat man, wie gedroht worden war.

Viele wurden Landes verwiesen, Blaurock wurde ausgepeitscht und der gelehrte Manz und nach ihm noch zwei andere wurden wirklich extränkt.

Mit dem Bunde der Städte Zürich, Bern, St. Gallen, Basel und Schaffhausen zu einem gleichförmigen Vorgehen gegen die Wiedertäufer, vom 14. August 1529, war deren Schicksal in der Schweiz besiegelt; nicht mehr als kleine, stille, einflußlose Sekten blieben von ihnen übrig. —

Der letzte der drei großen Kämpfe, die Zwingli auszufechten hatte, sollte weit minder glücklich für ihn persönlich ausfallen, als die beiden anderen — der Kampf mit Rom und seinen Anhängern in der Schweiz.

Zu ernstlichem Widerstande gegen die weit um sich greifende Reformation hatten sich die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg miteinander eng verbündet.

Zürich, dessen Rat u. a. auch darum von der Zwinglischen Reformation nicht lassen wollte, weil sie ihm durch die Einziehung der Klosterschätze ungeheure Reichtümer an Gold, Silber und Kostbarkeiten aller Art eingetragen, hatte dagegen bei Zeiten zum Kriege gerüstet und sich der Treue seiner Gemeinden nach Möglichkeit versichert.

Indessen, ehe es zum blutigen Kampfe kam, versuchte man noch einmal ein großes Religionsgespräch; diesmal aber wurde es von den Päpstlichen ganz nach dem Muster der zürcher Reformirten so präparirt, daß es zu Gunsten Roms ausfallen mußte.

Der gelehrte Generalvikar Dr. Faber wollte Nebände für den Mißerfolg auf seiner letzten Disputation mit Zwingli haben, daher wurde das neue Gespräch nicht in Zürichs Mauern, sondern nach dem kleinen Ort Baden verlegt, wo die Päpstlichen die Oberhand hatten. Am 26. Mai 1526 begann die Redeschlacht; als Hauptkämpfe der Katolischen war der gefürchtete Dr. Eck aus Ingolstadt erschienen, indes die Reformation durch Defolampadius vertreten wurde. Zwingli war wohlweislich nicht erschienen, der zürcher Rat hatte ihm die persönliche Teilname daran sogar ausdrücklich verboten. Es wäre ihm diesmal auch sicherlich nicht nur an die Lehre, sondern vielmehr ans Leben gegangen. Eck und Faber hatten bereits offen erklärt, daß man wider die Ketzer am besten mit Feuer und Schwert disputire, und zehn Tage vor Beginn der Disputation waren in Schwyz unter Fabers Vorsitz auch schon zwei Männer, deren einer der Prediger Hügli war, wegen ihrer Reformationsfreundlichkeit verbrannt worden.

Daß Zwingli während der ganzen Dauer des Gesprächs mitwirkte, indem er auf die täglich seitens seiner Freunde an ihn ergehenden Mitteilungen über das, was Eck gesprochen, Tag um Tag in furchtbarster Arbeitsanstrengung Material zur Widerlegung Ecks zusammentrug und nach Baden sandte, nützte gar nichts. Die große Mehrheit der Anwesenden erklärte die Reformation für besiegt und abgetan, Eck verdamnte Zwingli als Tyrannen von Zürich, als Heiligenhänder und Kirchenräuber und Dr. Wurner schimpfte womöglich noch ärger auf ihn und seine Feigheit, die ihn von Baden ferngehalten hätte.

Nun verhängten neun Kantone über ihn und seine Freunde den großen Bann, die Verbreitung reformatorischer Schriften wurde auf das strengste verboten und der Rat von Zürich aufgefordert, Zwingli zum Schweigen zu bringen.

Letzterer antwortete in einer geharnischten Schrift und der Rat nahm ihn tapfer in Schutz.

Zweifellos wäre es schon jetzt zum Bürgerkrieg gekommen, wenn nicht König Franz I. von Frankreich große Werbungen zu einem Kriege gegen den Kaiser unternommen und dies die eidgenössische Kriegslust augenblicklich in andere Bahnen geleitet hätte.

Zwingli und seine Gesinnungsgenossen benutzten diese Gunst der Zeit mit Aufgebot aller Kräfte, und es gelang ihnen im Jahre 1528 Bern völlig auf ihre Seite zu ziehen. Anfangs 1529 folgten Basel, St. Gallen und kurz darauf auch Schaffhausen nach, Appenzell, Auser-Rhododun wurden gleichfalls ganz gewonnen, in Graubünden, Glarus und Solothurn machte die Reformation vielverheißende Fortschritte.

Zum Schirme der evangelischen Lehre hatte Zürich zuerst mit Konstanz, jetzt nun auch mit Bern, St. Gallen, Biel, Mühshausen, Basel, Schaffhausen und Straßburg ein Bündnis abgeschlossen.

So stand 1529 alles gut für die schweizerische Reformation und Zwingli auf der Höhe seiner Macht und seines Ansehens.

Jedoch der Kampf mit dem dem Papsttum anhängenden Kantonen kam nicht einen Augenblick zur Ruhe und ging schließlich in eine Reihe unerträglicher Plänkelleien und gegenseitiger Anfeindungen über, welche den offenen Krieg als unvermeidlich erscheinen ließen.

*) Wir wir allesamt eines Geistes sind, so sind wir auch ein Leib.
**) Geistige Hochzeiten.

Im Mai 1529 gab der Ueberfall, welcher von päpstlicher Seite wieder den Pfarrer Jakob Kaiser von Zürich verübt wurde, und die Verbrennung dieses Mannes der Reformation den Anlaß zum Beginn der kriegerischen Feindseligkeit. Zürich schickte seine Krieger wie angenommen wird, einem von Zwingli selbst entworfenen Operationsplan folgend, nach verschiedenen Richtungen wider die feindlichen Kantone aus. Zwingli selbst zog nicht als Prediger, sondern als waffengerüsteter Kämpfer mit der 4000 Mann starken Hauptmacht an die zuger Grenze.

Am 10. Juni sollte es zur Schlacht kommen, da gelang es dem als Friedensstifter herbeigekommenen Landammann Utli von Glarus noch einmal zu vermitteln. Zwingli war damit zwar sehr unzufrieden, denn seiner streitbaren Natur widerstand das stete Umgehen des offenen Kampfes mit Feinden, mit denen er einen dauernden und ernsthaften Frieden doch für unmöglich hielt. Darum formulirte er seine Vorschläge für die Friedensbedingungen so scharf als möglich; Freiheit für die Predigt des Evangeliums in der ganzen Eidgenossenschaft, Auskündigung aller Sonderbündnisse, insbesondere der mit Oesterreich, Verbot der Pensionen vom Auslande her und strenge Bestrafung der Förderer des Pensionswesens in den fünf feindlichen Kantonen.

Die Friedensliebe und die Scheu vor einem Kriege der Eidgenossen untereinander war trotzdem stark genug, es noch einmal zu einem Frieden, dem sogenannten ersten Landfrieden vom 25. Juni 1529 zu bringen, freilich auf wesentlich gemäßigte Ansprüche von Seiten Zürichs hin, dem ohnehin dabei das Uebergewicht über seine Feinde und Freunde zusiel.

War es nun Zwingli nicht gelungen, die päpstlich gesinnten Eidgenossen mit dem Schwerte zu unterwerfen, so richtete er sofort sein Streben auf höhere politische Ziele.

Der Zusammenstoß mit Luther in Marburg bot ihm dazu willkommenen Anlaß. Er dachte an ein großes Bündnis wider das spanisch-österreichische Kaiserhaus und suchte dazu zunächst den Herzog Ulrich von Württemberg, den Landgrafen Philipp von Hessen und den Stadtmeister Jakob Braun von Straßburg zu bewegen.

Die Fürsten sollten dem Bunde Sachsen und die übrigen Gegner des Kaisertums in Mittel- und Niederdeutschland zuführen, indes Zwingli, als Leiter der Politik Zürichs, die reformirten Kantone der Schweiz und die süddeutschen Reichsstädte gewinnen wollte und selbst Venedig und Frankreich mit in die Koalition ziehen zu können hoffte.

Glückte der gewagte Plan, so sollte über den Kaiser hergefallen, derselbe seiner Würde beraubt und Landgraf Philipp an seine Stelle gesetzt werden; Zwingli wäre alsdann in der Tat das geistliche Haupt des gesammten Reichs und der evangelische Papst geworden.

Indessen scheiterte das großartige Unterfangen schon in den Vorbereitungsstadien. Die katholischen Mächte Venedig und Frankreich verweigerten höflich aber entschieden genug ihre Mitwirkung und schließlich kam es nur zu einem Bunde Zürichs mit dem Landgrafen.

Die hohe Politik hinderte Zwingli nicht, in Zürich die Reformation an Haupt und Gliedern, so wie er sie aufzufaßte, fortzusetzen.

Am 26. März 1530 trat auf sein Betreiben ein Sittengesetz in Kraft „im Namen Jesu Christi unseres Seligmachers, ihm zu sonderem Lob und Wohlgefallen“, welches u. a. jedermann „aufs allerernstlichste zum wenigsten“ den Besuch des Gotteshauses an jedem Sonntag unter der Drohung anbefahl, daß die Zuwiderhandelnden „bis sie sich zum christlichen Gehorsam ergeben“ von Junft und Gemeinde ausgeschlossen, ihnen der Genuß der bürgerlichen Nuzungen entzogen, in der Stadt die Ausübung ihres Gewerbes oder Berufes untersagt werden solle.

Die Mißachtung der Feiertage ward mit einer Buße von zehn Schillingen belegt, die Zahl der Wirtshäuser sehr bedeutend vermindert; alles Spiel, es sei mit Karten, Würfeln, Bretten, Schach, Kegeln, Wetten, Grade- oder Ungradmachen u. s. w. bei Strafe einer Mark Silber unbedingt verboten.*)

Das war nun eine arge Tyrannei, welche das Volk von Zürich und auch manches Mitglied des Rats, auf den sich die theologische Herrschaft des in seinem Machtbewußtsein mehr und mehr sich aller Rücksichten entledigenden Leutpriesters auch erstreckten, heftig gegen Zwingli einnahmen und ihm empfindliche Reibungen innerhalb seines bisherigen Anhängerkreises zuzog.

Aber der Reformator wich und wankte nicht, er trieb sogar Zürich noch zu gewalttätigem Vorgehen gegen die eifrig katholischen Kantone an. So riß letzteres die Hoheitsrechte des Abis von St. Gallen wider offenes Recht an sich und verkaufte die Gebäude und die Schätze des Klosters zu eigenem Nutzen. Die katholischen Kantone konnten es sich jetzt nicht länger mehr verhehlen, daß es um ihre selbständige Existenz geschehen sei, wenn sie sich nicht mit Waffengewalt zur Wehre setzten. Da sich nun auf dem zu dieser Zeit zusammengekommenen Reichstage zu Augsburg zeigte, daß Zwingli und die Seinen von den Mächtigen im Reich keine Unterstützung zu gewärtigen hatten, so getrauten sich die fünf feindlichen Kantone nun wieder offen gegen Zürich vorzugehen.

Zürich beantwortete Feindseligkeit mit Feindseligkeit und Zwingli trat mit einem neuen großen Plane hervor: die Eidgenossenschaft von Grund aus umzugestalten und alle Kantone der Herrschaft von Zürich und Bern zu unterwerfen.

Das rief alle seine Feinde, auch in Zürich selbst, gegen ihn auf, — ihn nannte man nun allerorten den Störer des eidgenössischen Friedens, und man setzte ihm so hart zu, daß er am 26. Juni von dem großen Rat seine Entlassung verlangte und Zürich verlassen zu wollen erklärte.

Da verstummte wenigstens in den Züricher Behörden seine Gegnerschaft, man bewog ihn zu bleiben und unterwarf sich wieder ganz seinem Einflusse, den er dazu benutzte, jedes Nachgeben den katholischen Kantonen gegenüber unmöglich zu machen.

Aber es zu einem Bündnis wider dieselben oder auch nur zu ernstlichen Rüstungen in Zürich selbst zu bringen, gelang ihm nicht mehr.

Daher stand Zürich im Oktober, als ihm plötzlich die wohlgerüsteten feindlichen Städte den Krieg erklärten, allein und höchst ungenügend vorbereitet an der Schwelle blutiger Entscheidung.

Am 10. Oktober hatten sich die Feinde bereits bei Zug gesammelt. Am 11. rückten die schlagfertigen Mannschaften Zürichs — von 4000 Kriegerern nur 700 — unter dem Befehle Rudolf Lavaters aus der Stadt; Zwingli hoch zu Ross und schlachtgerüstet mitten unter ihnen.

Diesmal sah er nicht siegesgewiß in die Zukunft, wenigstens nicht für seine Person. Dennoch trieb er zum Angriff. Und es kam zur Schlacht, in der den Zürichern nur 2000 Kämpfer gegen 8000 Feinde zur Verfügung standen.

Der ungleiche Kampf war bald entschieden, — die Züricher flohen und Zwingli lag zu Tode wund mitten unter einem Haufen Toter und Sterbender. Tapfer bot er die Brust dem Todesstoß, welchen ihm ein unterwaldener Hauptmann versetzte. Am folgenden Tage wurde der Leichnam des Kezers gebiertheilt und verbrannt.

Seiner Reformation vermochten die Feinde nichts anzuhängen. Wie er kurz vor seinem Tode vorausgesagt hatte, blieb sie bestehen und behauptete ihre ebenbürtige Stellung neben der Reformation Luthers.

*) Evangelische Realencyclopädie, Bd. XVIII, S. 753.

Unsere Illustrationen.

Die Heimkehr der Sieger. (S. 304—305.) Der berühmte Maler Franz Defregger ist in Tyrol geboren, in demselben Pustertal, wo 1809 der Aufstand gegen die Truppen Napoleons zuerst losbrach. Der Künstler ist seiner postevollen Heimat mit ihren lebensvollen Erscheinungen und kraftvollen Formen immer treu geblieben. Seine frischen und lebenswarmen Darstellungen aus der Vergangenheit und Gegenwart seiner Heimat erwarben ihm seinen Ruhm, und sein Name ist heute geehrt und angesehen weit über die deutschen Grenzen hinaus. Der Künstler ist aber immer in seinen Schöpfungen wieder zur Heimat zurückgekehrt. Außer einer Reihe von Bildern, die in origineller Aufassung die kräftigen Gestalten der Tyroler und Tyrolerinnen in ihren eigentümlichen Trachten so naturwahr wiedergeben, hat auch Defregger die reiche Geschichte seines Vaterlandes zum Gegenstand seiner Darstellungen gemacht. Bekannt sind die Darstellungen von Andreas Hofer, wie er seine Bestätigung von der kaiserlichen Regierung in Wien als „Regent von Tyrol“ erhält, und wie er in Mantua zur Hinrichtung geführt wird; wie der Tyrolerführer Speckbacher seinen noch minderjährigen Sohn Anderl empfängt, der schon tapfer gegen die Franzosen gekämpft hat u. s. w. u. s. w. Auch das von uns reproduzierte Bild: „Die Heimkehr der Sieger“ gehört zu den renommierten Bildern des Künstlers der Alpenlande.

Wie sollte auch jene bewegte Zeit einem schöpferischen Künstler nicht Stoff genug zu historischen Bildern liefern! Die Franzosen waren unter Napoleon 1809 wieder über den Rhein gerückt, denn Oesterreich hatte abermals zu einem entscheidenden Kriege die Waffen erhoben. Zwar war Oesterreich schon vier Jahre zuvor von Napoleon bei Ulm und Kulmbach entscheidend niedergeworfen worden, obschon es sich mit den Russen verbunden hatte; aber inzwischen hatte sich Napoleon in neue Kämpfe mit England und Spanien verwickelt, deren Ende nicht abzusehen war. Schon im Februar wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Regierungen abgebrochen, und Ende März erging eine Proklamation des österreichischen Kaisers, die als eine Kriegserklärung betrachtet werden konnte. Sobald der Kampf zwischen Oesterreichern und Franzosen in Bayern losging, erhoben sich auch die Tyroler und überwältigten die bayerischen und französischen Truppen, die in Tyrol standen. Der Sandwirt von Passy, Andreas Hofer, Josef Speckbacher, Major Teimer, der Kapuziner Haspinger u. a. waren die Führer dieser kühnen und glücklichen Erhebung. Nach mehreren siegreichen Gefechten nahmen die Tyroler Insbrud mit Sturm, und bis auf Kufstein war Tyrol von Bayern und Franzosen frei.

Auf dem großen Kriegsschauplatz aber gestaltete sich die Sache ganz anders. In jenen bewunderungswürdigen Manövern, die heute noch als musterhaft gelten, warf Napoleon in wenigen Tagen die Oesterreicher aus ganz Bayern hinaus, nachdem Erzherzog Karl, einer der fähigsten Feldherren jener Zeit, bei Abensberg und Eckmühl geschlagen war. Die Franzosen besetzten Wien, und wenn auch Erzherzog Karl in der Schlacht von Aspern den Angriff Napoleons abschlug — eine Leistung, die man weit überschätzt hat — so entschied die Schlacht von Wagram doch endlich den Krieg. Oesterreich unterlag.

Der kriegstüchtige Wrede hatte als französisch-bayerischer General die wenigen Oesterreicher, die man den Tyrolern unter Chasteler zu Hilfe geschickt hatte, bei Wörgl geschlagen. Aber Wrede zog ab, und die Tyroler erhoben sich trotz der unruhlichen Flucht Chastelers mit doppeltem Ungestüm. In der blutigen Schlacht am Felsberg schlugen die Tyroler die Franzosen und Bayern, und es half nichts, daß Napoleon den kriegstüchtigen Marschall Lefebvre, einen seiner besten Generale, gegen Tyrol sandte. Auch Lefebvre wurde in mehreren heißen Treffen besiegt und mußte Tyrol verlassen. Der Kampf war beiderseits mit geradezu mittelalterlichen Graueln und Grausamkeiten geführt worden.

Diese so viel gefeierte Tyroler Erhebung erscheint aber ganz anders, wenn man von den kriegerischen Heldentaten absieht und nach dem moralischen, inneren Werte der Bewegung forscht. Die österreichischen Erblande waren damals, wie gewöhnlich, so schlecht regiert, daß eine Franzosenherrschaft, selbst wenn es die tyrannischste gewesen wäre, unmöglich mehr Schaden hätte anrichten können. Aber die altösterreichische Pflicht befand sich bei diesen Zuständen ganz wohl, und ihr hing das bigotte Volk der Tyroler mit blindem Fanatismus an. Andreas Hofer zog mit dem Rosenkranz zur Schlacht. Die österreichischen Agenten hatten daher in Tyrol leichtes Spiel, und es war dem Tyroler Volke um keinen Preis begreiflich, daß die von der bayerischen Regierung für Tyrol geplanten Reformen dem Wohle des Landes weit besser entprochen hätten, als die verfaulten österreichischen Regierungsmagimen.

Die Treue der Tyroler wurde von Oesterreich schlecht gelohnt. Hatte schon der österreichische General Chasteler seine Flucht ergriffen, als Napoleon ein Achtungsdiktat gegen ihn erließ, so handelte die österreichische Diplomatie geradezu verräterisch an Tyrol. Wahrlich, die Denn beim Friedensschluß mit Napoleon ließen die österreichischen Staatsmänner Tyrol gänzlich fallen und gaben es der Rache Napoleons preis. Viele Tyroler legten nun die Waffen nieder, allein der Kampf entbrannte bald von neuem, und die Tyroler wurden von dem nun übermächtigen Feind niedergeworfen. Die Führer, deren man habhaft

wurde, wurden erschossen oder gehängt. 1810 wurde Andreas Hofer in Mantua erschossen.

Wahrlich, die Treue zu Oesterreich ist den Tyrolern teuer zu stehen gekommen. Sie waren auch zuletzt über den österreichischen Verrat so erbittert, daß die österreichischen Agenten und Offiziere aus dem Lande flüchten mußten, um nicht erschlagen zu werden.

Unser Bild zeigt uns, wie die kriegerische Mannschaft eines Tyroler Dorfes aus einem siegreichen Treffen heimkehrt, in der Mitte ein erbeutetes feindliches Geschütz, eine feindliche Fahne und mehrere Gefangene, die tief beschämt sind, von den Bauern gefangen worden zu sein. Boran schreitet ernst der „Hauptmann“ des siegreichen Schlachthaufens, hinter ihm ein lustiger Fähndrich und Trommler und Pfeifer geben dem Einzug die gebührende Feierlichkeit. Die Sieger werden von der weiblichen Bevölkerung des Dorfes begrüßt, und da man keine weinenden Frauen und Kinder sieht, so scheint das Treffen recht glücklich abgelaufen zu sein. Nun werden sich die Sieger nach dem blutigen Strauß aber auch gütlich tun, wobei nur zu befürchten steht, daß in den Wirtshäusern und auf den Tanzböden blutig weiter „gerauft“ wird.

W. B.

Die Pyramiden Aegyptens. (Seite 304—305.) Die ägyptische Architektur, die Bauwerke von so kolossalem Umfang und fast unerreichbarer Dauerbarkeit geschaffen hat, läßt sich in ihren ältesten Spuren bis in das vierte Jahrtausend vor Christus zurückverfolgen. Außer großen und tiefen Felsengravern, deren Wände mit kunstvollen Sculpturen geschmückt sind, außer den Obelisken u. s. w. sind es vor allen Dingen die Pyramiden, die heute noch das Staunen und die Bewunderung des Beschauers erregen. Sie sind Bauwerke, deren Grundfläche ein gleichseitiges Biered bildet, während die Seiten sich in schiefer Richtung in einer Spitze vereinigen. Die ägyptischen Pyramiden sind die ältesten großen Bauwerke der Welt; nur bis zum Jahr 2300 vor Chr. sind solche erbaut. Sie sind ursprünglich klein angelegt; alljährlich aber wurde ihnen, wie der Kunstausdruck lautet, ein neuer Steinmantel umgelegt, und so nahmen sie mit der Zeit eine bedeutende Größe an. Die Seiten entsprechen den Himmelsgegenden und der Eingang befindet sich an der nördlichen Seite. Die Pyramiden wurden ursprünglich in Stufenform angelegt; dann wurden die Stufen ausgefüllt, und wenn der König, der die Pyramide hatte erbauen lassen, gestorben war, so wurde sie mit einem geglätteten „Mantel“ umgeben. Diese Glättung ist natürlich im Laufe der Zeit wieder verschwunden. Das Baumaterial besteht gewöhnlich aus Bruchsteinen, zuweilen auch aus ungebrannten Ziegeln. Diese Steinhäufen bildeten die Grabdenkmäler ägyptischer Könige, und die Grabkammer befindet sich entweder im Mauerwerk oder sie ist in den Felsen eingebauen, der gewöhnlich den ganzen Bau trägt. Man zählt in Aegypten etwa sechzig Pyramiden, durch welche jene Könige sich „unsterblich“ zu machen glaubten, deren Taten ihnen keine Gewähr boten, auf die Nachwelt zu kommen. Aber nur wenigen ist dies gelungen, und für diese ist es gerade kein besonderer Nachruhm, wenn die Nachwelt weiß, daß jene Despoten viele tausende von armen Menschen gezwungen haben, jahrelang an der Ausschichtung dieser ideo und nutzlosen Steinmassen zu arbeiten. Die berühmteste Gruppe von Pyramiden befindet sich bei dem Dorfe Gizeh unweit von Kairo. Hier fand am 21. Juli 1798 die Schlacht statt, in welcher der aus Frankreich herübergejegelte junge republikanische General Bonaparte das glänzende Heer der Mameluken vernichtete und bei deren Beginn er das berühmte Wort sprach: „Soldaten, denkt daran, daß von dem Gipfel dieser Monumente vierzig Jahrhunderte auf euch herabsehen!“ — Drei Pyramiden stehen hier, und die größte ist diejenige des Königs Cheops, der von 3091 bis 3064 vor Chr. regiert hat. Herodot sagt, daß an dieser Pyramide 100 000 Menschen, die man von Vierteljahr zu Vierteljahr ablöste, dreißig Jahre lang gearbeitet hätten. Da Cheops aber nur 24 Jahre regierte, so müssen besondere Umstände mit der Erbauung dieser Pyramide verknüpft gewesen sein oder man hat eben nur 24 Jahre daran gebaut. Jede Seite dieser Pyramide ist 227 $\frac{1}{2}$ Meter lang; die Perpendikularhöhe beträgt 137,18 Meter; früher etwa 146 Meter. Ein 33 Meter langer schmaler Gang führt in das Innere, wo der Königsaal sich befindet, in dem auch noch der Sarkophag des Cheops steht. Zwei schräge Oeffnungen dienen als Fenster dieses Saales; nebenan befindet sich der Saal der Königin. Die Pyramide des Chephren ist 136 Meter, die dritte 62 Meter hoch. Und diese Steinhäufen sollen das Andenken von Leuten erhalten, von denen die Geschichte nichts zu berichten weiß, als daß sie regiert haben! — Wie schwierig damals die Herstellung dieser Monumente war, kann man daraus ersehen, daß Herodot meldet, man habe zehn Jahre allein verwenden müssen, um die Transportwege herzustellen, auf denen man die Bausteine aus dem Wostanengebirge jenseits des Nils herbeischaffen mußte. Früher ging die Sage, daß sich in den Pyramiden die Schätze der darin begrabenen Könige befänden. Ein arabischer Schriftsteller meldet, daß der Khalif Mamun die Pyramide des Cheops zuerst öffnen ließ und nach Schätzen suchte, aber nichts fand (Mamun regierte 813—833 nach Chr.). Der berühmte Sultan Saladin (1169—1193) suchte auch nach Schätzen, fand aber ebensovienig. Sein Nachfolger wollte aus unbekanntem Gründen die kleinste der drei Pyramiden bei Gizeh zerstören lassen; nach achtmonatlichen Arbeiten stand man indessen davon ab. Daß die Pyramiden vielfach beschädigt worden sind, kommt auch dabei, daß man sie zeitweise als Steinbrüche benutzt hat. Diese Steinmassen werden noch lange stehen, um ein Zeichen zu sein, zu

welchen Zwecken die menschliche Eitelkeit, wenn sie die Macht in Händen hat, die Arbeitskraft der Volksmassen mißbrauchen kann.

Unser Bild stellt dar, wie die Besucher einer Pyramide, unter denen sich auch Europäer mit einer Dame befinden, von der Höhe des riesigen Monuments wieder herabklettern. Es ist ein mühsamer Weg, aber nicht zu mühsam für den herrlichen Ausblick, den man von der Höhe herab auf den in der afrikanischen Sonne glänzenden Nil und auf die Stadt Kairo hat.

A. T.

Industrie und Technik.

Elektrische Beleuchtung der Kettenbrücke zwischen New-York und Brooklyn. Bei Beginn des Baues der kürzlich dem Verkehr übergebenen Kettenbrücke zwischen New-York und Brooklyn dachte niemand an die Möglichkeit elektrischer Beleuchtung. In der jüngsten Zeit erst holten die Ingenieure Gutachten bei den verschiedenen Gesellschaften ein, welche sich mit der Verbreitung des elektrischen Lichtes in Amerika beschäftigen.

Die Vorschläge der Kompagnie Edison auf Verwendung von Glühlampen fanden keine günstige Aufnahme; man hoffte unter den vorliegenden Verhältnissen eine vollkommene Verteilung des Lichtes und einen geringeren Aufwand an Betriebskraft durch Anwendung von Bogenlichtern erreichen zu können. Unter diesen zog die Kommission besonders die Lampen der Kompagnie Weston und die der Kompagnie Brush in Betracht, endlich entschied man sich für das System Weston, weil dieses größere Betriebssicherheit und bessere Ausnutzung der Betriebskraft versprach; die Brüdergesellschaft selbst muß den Elektrikern die nötige Kraft liefern.

Um Beschädigung von Personen von den metallenen Leitungsdrähten aus möglichst zu verhüten, wurden nach der Revue industrielle (1883, S. 254) die Lampen so konstruiert, daß die Kohlenstäbe nur sehr wenig von einander entfernt sind; die Bogenlänge mißt nur 0,8 Millimeter, während sie bei anderen Lampen 1,5 bis 3 Millimeter beträgt. Daher ist auch die Spannung des Stromes geringer als in anderen Fällen, überdies ist der Gleichstrom der Westonmaschine von geringerer Gefährlichkeit als die Wechselströme welche die Brushmaschinen liefern.

Die Stromleiter mußten sorgfältig gegen die Brücke isoliert sein, weil letztere ganz aus Metall besteht. Die nötigen 70 Lampen liegen in zwei Stromkreisen zu je 35. Die Hauptöffnung hat 14 Lampen, die bei den Zugangsöffnungen zusammen 50 erhalten; der Rest kommt auf die äußeren Stationen und den Maschinenraum, welcher auf der Seite von Brooklyn liegt. Die beiden Stromkreise sind ganz unabhängig von einander und enthalten 6 Kilometer Kabel; die aufeinander folgenden Lampen liegen abwechselnd in dem ersten und dem zweiten. Jeder Stromkreis wird von zwei hintereinander gehaltenen Dynamomaschinen von 20 Lichtern gespeist, welche durch eine Carlismaschine getrieben werden. Das Kabel besitzt über dem metallenen Leiter eine Isolierschicht und darüber ein Geflecht. Es ruht in gewissen Abständen auf metallenen Trägern mittels hölzerner, mit Paraffin getränkten Unterlagen.

Die Lampen enthalten doppelte Kohlenstäbe und dadurch eine längere Brenndauer.

Für den an sich höchst unwahrscheinlichen Fall, daß einmal beide Stromkreise gleichzeitig versagen sollten, hat man dafür gesorgt, daß man sie an das elektrische Beleuchtungsnetz der Stadt New-York anschließen kann.

Konservierung von Hölzern. Auf Grund langjähriger Erfahrungen und Beobachtungen über die Haltbarkeit der Hölzer in natürlichem, unpräparierten Zustande oder nach der Imprägnierung mit Teer oder Eisenvitriol kommt, wie die „Pharm. Centralh.“ (1883, S. 81) mitteilt, Fayol zu dem Schluß, daß durch den Teer die Haltbarkeit von Tannenholz kaum erhöht, die von Eichenholz etwa verdoppelt wird, während entsprechende Behandlung mit Eisenvitriol die Dauerhaftigkeit beider Holzarten verzehnfacht. In Bergwerken z. B. hält sich Eichenholz in natürlichem Zustande nur zwei Jahre, nach der Sulfatierung dagegen bis zu dreißig Jahren. Zur Sulfatierung genügt vierundzwanzigstündiges Eintauchen in eine zwanzigprozentige Eisenvitriollösung, wobei die Wirkung dieselbe ist bei trockenem wie bei grünem Holz. — Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit noch eines andern Mittels zur Holzkonservierung. Dieselbe kann mittels eines billigen Anstriches leicht vorgenommen werden. Hierzu werden auf 300 Teile gewaschenen und gesiebten Sandes 40 Teile präzipitierten Kalks, 56 Teile Harz und 4 Teile Leinöl gemischt, in einem eisernen Kessel verflocht und diesem Gemenge je ein Teil Kuperoxyd und Schwefelsäure zugesetzt. Der neue fertige Anstrich wird noch warm mit einem Malerpinsel aufgetragen. Ein Zusatz von

Leinöl verhindert das Dickflüssigwerden dieser Anstrichmasse und läßt sie rasch trocknen. In der Luft wird dieselbe rasch hart und unempfindlich und bewahrt hierdurch vor manchen Verlusten.

Literarische Umschau.

Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Dr. Franz Hirsch. Band I. Mittelalter. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Der Verfasser will parteilos schildern und urteilen; den Zusammenhang jeder Erscheinung mit dem Ganzen kulturhistorisch begründen; die deutsche Gesamtproduktion, auch in lateinischer Form sowie in modern-journalistischen Gewande, vorführen und endlich: Alles durch die Selbstreden der charakterisirten Literaten illustrieren.

Wer am dreistabspredhenden, hochmütig formlosen Gervinus, am formgewandten doch prinzipiell verrannten Vilmar u. s. w. sich überdrüssig gelesen hat, nimmt mit Freuden diese neue anspruchslöse Geschichte des Volkgeistes zur Hand. Ein kundiger Wegweiser leitet uns durch die oft psadlosen Wilbnisse des überreichen deutschen Schrifttums, das besonders im Mittelalter ein Dickicht scheint. Er beginnt mit der Urheimat und ihren Nachklängen in unserm heutigen Bohnsitz, Mitteleuropa; erwähnt die Grundbedeutung von „Deutsch“, bei Alfias soviel als heidnisch, hernach bloß vollständig im Gegensatz zur Kirchengsprache — worin aber leise Ironie durchschimmert, sofern die Kirche das Volkstum austrotten und christianisierend romanisiren wollte. Bergebens. Die germanische Urkraft ist nie zerstört. Unre Märchen bewahrten die verkleideten Nationalgötter. Das Mittelalter zeigt das ewige Wiederauftauchen der alten Germanenanschauung. Uralte Stoffe sind bis zu Richard Wagner Gemeinbesitz Deutschlands und des Nordens geblieben.

Wir deuten mit alledem nur an, was der Leser im Werke des bekannten Redakteurs mehrerer leipziger Blätter finden wird, und wünschen dem hübschgeschriebenen freisinnigen, vor allem gediegenen, Werte der Leser recht viele.

Dr. A. P.

Buchstabenrätsel.

1 2 3 4

Winkt wonnig dir.

1 3 2 4

Hat jeder schier.

4 3 2 1, 4 1 3 2

Stehn in der Reich

Der Menschenmörder obenan,

1 2 3 4 dich gleichfalls töten kann.

Rösselsprung.

frem	der	du	mit	in	wie	ein	und
so	stich	der	in	bist	mit	fern	va
frem	de	stieb	und	doch	ter	sei	sam
ent	mit	mein	haus	ich	weiß	im	auf
sei	de	hier	und	herz	wirst	und	mein
ter	va	nicht	haus	und	auch	den	mei
sein	geht	land	dein	ruh	nem	bleibt	al
und	va	ter	du	du	lein	an	ber

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortsetzung.) — Aus dem Herzen des Moskowitertums. (Mit vier Illustrationen.) — Poetische Aehrenlese: Epistel. Von Heinrich Leuthold. — Wer trägt die Schuld? Novelle von E. Langer. (Schluß.) — Ulrich Zwingli. Mit einleitenden Bemerkungen zur Frage der kulturellen Bedeutung der Reformation. Von Bruno Geiser. (Schluß.) — Unsere Illustrationen: Die Heimkehr der Sieger. — Die Pyramiden Aegyptens. — Industrie und Technik: Elektrische Beleuchtung der Kettenbrücke zwischen New-York und Brooklyn. — Konservierung von Hölzern. — Literarische Umschau: Dr. Franz Hirsch, Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. — Rätsel. — Rösselsprung. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeine wissenschaftliche Auskunft. — Polytechnischer Briefkasten. — Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft. — Auffösungen. — Gemeinnütziges. — Sprechsaal für jedermann.